

Lehre und Wehre.

Jahrgang 50.

Juli und August 1904.

No. 7. u. 8.

Einige Tagebuchnotizen über alte und neue Lehr- streitigkeiten.

1. Wenn man die christlichen Lehren nicht allein aus den Stellen nehmen will, die von diesen Lehren handeln, so heißt das die Schrift in des Teufels Weise brauchen. Der Teufel hat vornehmlich zwei Weisen, mit der Schrift umzugehen. Einmal sagt er dreist und frech: „Es ist nicht wahr, was Gott geredet hat.“ So sagte er zu Eva 1 Mos. 3: „Ihr werdet mit nichten des Todes sterben.“ Sodann beruft er sich selbst auf die Autorität der Schrift. Er führt die Schrift an, aber verkehrt. Er führt Schriftstellen an, die nicht von der vorliegenden, sondern von einer andern Sache handeln. So gebrauchte er die Schrift bei der Versuchung Christi. Er forderte Christum auf, sich von der Rinne des Tempels hinabzulassen, und begründete dies mit einem Schriftcitat: „Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun“ u. Das war Schrift, aber nicht die Schrift, die von dem vorliegenden Falle handelte. Die Schrift, welche von dem vorliegenden Falle handelte, war die, die Christus dem Teufel entgegenhielt: „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen.“ Wollen daher Christen in der Versuchung, sei es zu gottlosem Leben, sei es zu falscher Lehre, bestehen, so müssen sie die Kunst lernen, sich auf die Schrift zu berufen und zu stellen, die von der vorliegenden Sache handelt, und diese Schrift klar von der Schrift zu scheiden, die von etwas anderem handelt. Verstehen sie diese Kunst nicht, so werden sie unter dem Namen und Schein der Schrift jämmerlich mit teuflischen Lügen verführt. Man kann sagen: Die Vernachlässigung der Regel, daß die einzelnen christlichen Lehren nur den Stellen zu entnehmen sind, die von diesen Lehren handeln, ist die ergiebigste Quelle aller falschen Lehre und alles Unglücks in der christlichen Kirche gewesen. Woher kommt die Fälschung der Lehre von der Rechtfertigung? Daher, daß man in wahrhaft satanischer Weise — wie sonderlich an den Papisten zu sehen ist — in die Stellen, welche die Rechtfertigung lehren, die Stellen hineinmengt, welche von der Heiligung handeln, und die ersteren durch die letzteren „beschränkt“. Woher kommt die Fäl-

schung der Lehre von der Gewißheit der Gnade und Seligkeit? Daher, daß man in wahrhaft satanischer Weise in Stellen, die von der christlichen Gewißheit handeln, wie Röm. 8, 38. 39.: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben“ zc., Stellen hineinmengt, die vor fleischlicher Sicherheit und Selbstvertrauen warnen, wie Röm. 11, 20. 21.: „Sei nicht stolz, sondern fürchte dich“; 1 Cor. 10, 12.: „Wer sich läßt dünkeln, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle.“ Die christliche Gewißheit soll sich auf das Evangelium gründen. Wenn nun jemand dagegen das Gesetz anführt, wohin die Warnungen vor fleischlicher Sicherheit gehören, so führt er zwar die Schrift, Gottes Wort, an, aber in satanischer Weise. Er lügt und trügt unter dem Namen und Schein der heiligen Schrift. Unsere alten Theologen wußten daher wohl, was sie thaten, wenn sie in der einen oder andern Form immer wieder die Regel einschärfen, daß jede Lehre lediglich aus den Stellen zu entnehmen und zu beurtheilen sei, die von dieser Lehre handeln, und daß die Quelle der papistischen und calvinistischen Irrthümer darin liege, daß man die Schriftausagen über eine bestimmte Lehre nach Stellen, die von andern Lehren handeln, auszulegen (explicare) und zu beurtheilen (judicare) sich herausnehme. Auf diese Weise werde nicht Schrift durch Schrift ausgelegt, sondern Schrift der Schrift entgegen-
 gesetzt und Schrift durch Schrift schändlicher Weise abgethan. Man behandle die Schrift so, als ob nicht alles in ihr wahr (*συναληθής*) sei, sondern als ob die Schrift sich widerspreche und corrigirt werden müsse. Besonders zornig wird Luther, wenn man ihm die klaren Schriftausagen über eine bestimmte Lehre erst noch nach andern Schriftstellen „auslegen“ will. Er nennt das die ganze Schrift ungewiß machen und „die Wahrheit nichtswürdiger Weise verspotten“. Er schreibt gegen Carlstadt, der die Schriftstellen, welche die Lehre vom Abendmahl offenbaren, nach andern Schriftstellen „ausgelegt“ haben wollte, u. a. Folgendes: „Klare und gewisse Stellen durch Vergleichung mit andern auslegen wollen, das heißt die Wahrheit nichtswürdiger Weise verspotten und Wolken ins Licht bringen. Gleicherweise, wenn man alle Stellen durch Vergleichung mit andern auslegen wollte, so hieße das die ganze Schrift in einen unendlichen und ungewissen wüsten Haufen zusammenwerfen.“ (St. L. Ausg. XX, 327.) Dieselbe Weise haben von allem Anfang an unsere Gegner in dem Streit über die Lehre von der Gnadenwahl befolgt. Es gibt eine ganze Reihe von Schriftstellen, welche die Lehre von der Gnadenwahl offenbaren. Es ist so, wie die Concordienformel sagt, daß die „heilige Schrift des Artikels nicht an Einem Ort allein etwa ohngefähr gedenket, sondern an vielen Dertern denselben gründlich handelt und treibet“. Insonderheit sagt die Schrift an „vielen Dertern“, daß der ganze zeitliche Christenstand der Erwählten, auch ihr Glaube, eine Frucht und Wirkung ihrer ewigen Erwählung sei. Aber unsere Gegner wollen diese klaren Schriftstellen nach andern Stellen, die nicht von der ewigen Erwählung handeln, „auslegen“ und nennen das die Schrift „nach

der Analogie des Glaubens" auslegen. Es ist das aber eine Auslegung nach der Analogie des Unglaubens, der sich nicht dem Schriftwort unterwerfen, sondern seinen eigenen Gedanken folgen und seine eigenen Gedanken mit dem Schein eines Schriftbeweises umhüllen will.

2. Der Papst nimmt, soviel an ihm ist, den Christen das Schwert des Wortes Gottes aus der Hand mit der Behauptung, die Schrift sei dunkel und könne schließlich nur von ihm richtig verstanden werden. Dasselbe thun alle pseudoprotestantischen Theologen, welche behaupten, daß erst vom Ganzen des Systems aus, das die Theologen herzustellen haben, bestimmt werden könne, wie viel von den einzelnen Schriftausagen Geltung habe. Mit Recht haben unsere alten Theologen gesagt, daß in der Pabstkirche „per ultimam analysin“, das heißt, wenn man der Sache auf den Grund gehe, das Ich des Pabstes die einzige Erkenntnißquelle der Theologie sei. So muß jeder Verständige sagen, daß bei der Behauptung, die Schrift könne nur von dem vom Theologen herzustellenden „harmonischen Ganzen“ aus sicher verstanden werden, das Ich des Theologen zur Quelle und Norm der christlichen Lehre gemacht wird. Es ist dies nur ein etwas anders gewendeter Betrug des Teufels, wodurch er, wie im Pabstthum, Menschenautorität an die Stelle des Wortes Gottes setzt.

3. Einen Irrthum kann man nicht mit Wahrheit vertheidigen. Hat man einen Irrthum ausgesprochen, so muß man zu weiteren Irrthümern greifen, um den ersten zu stützen. Das Reich des Irrthums und das Reich der Wahrheit sind zwei völlig geschiedene Reiche. Zwischen ihnen ist eine unübersteigliche Kluft befestigt. Daher kann man für einen Irrthum nie einen Beweis aus dem Reich der Wahrheit nehmen, sondern immer nur einen Beweis führen, der höchstens den Schein der Wahrheit hat, thatsächlich aber eine Lüge ist. Mit dem Gebiet der scheinbaren Wahrheitsbeweise hat es die Sophistik zu thun. Wenden wir dies auf die Theologie an. Hat man in der Theologie einen falschen Satz aufgestellt, so muß man alsbald auf weitere Irrlehren sinnen, um den falschen Satz zu stützen. Berufst man sich für einen Irrthum auf die Schrift, die das Buch der Wahrheit ist, so liegt immer ein Trug vor. Man führt immer nur einen scheinbaren, nicht einen wirklichen Schriftbeweis. Die Reformirten stellten den Satz auf, daß Christi Leib und Blut nicht im Abendmahl sei. Das ist ein Irrthum. Die Schrift lehrt das Gegentheil. Dennoch suchten die Reformirten ihren Satz aus der Schrift zu erweisen. Aber wie? So, daß sie Schriftstellen, die gar nicht vom Abendmahl handeln, wie Joh. 6, anführten, und so, daß sie andere Schriftlehren zuvor fälschten und dann gegen die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl geltend machten, z. B. die Lehren von der wahren Menschheit Christi und dem Sitzen zur Rechten Gottes. Der ganze Schriftbeweis der Reformirten ist Lüge und Trug, ein Mißbrauch der Schrift, eine Sünde wider das zweite Gebot. Der Satz, daß Christi Leib und Blut nicht im Abendmahl sei, ist eine Lüge,

und mit Lügen muß man umgehen, um diese Lüge zu „beweisen“. So ist auch der von den Semipelagianern und Synergisten aller Zeiten aufgestellte Satz, daß die Seligwerdenden nicht in gleicher Schuld mit den Verlorengehenden seien, eine große Unwahrheit. Die Schrift lehrt, daß wir aus Gnaden selig werden. Und dies „aus Gnaden“ begreift gerade auch dies in sich, daß bei einem Vergleich der Seligwerdenden mit den Verlorengehenden die ersteren nichts an sich zu rühmen, sondern die „lautere, unverdiente Gnade Gottes“ zu preisen haben. Die Schrift kennt bei denen, die selig werden, keine *semina virtutum*, keine Wahlfreiheit, keine Unterlassung des muthwilligen Widerstrebens, kein besseres Verhalten, keine Selbstentscheidung *cc.*, wodurch sie sich im Unterschiede von den Verlorengehenden auszeichnen und einen „Erklärungsgrund“ für ihre Befehrung und Seligkeit und für ihre ewige Erwählung an die Hand geben. Nach der Schrift nimmt die Gnade, und sie allein, aus der *massa perdita* heraus. Der Mensch kann sein Heil verhindern, aber zu keinem Theil, auch nicht zum tausendsten, sei es durch actives oder passives „Verhalten“, bewirken. „Was hast du, das du nicht empfangen hast?“ (1 Cor. 4, 7.), und: „Wer hat ihm etwas zugegeben, das ihm werde wieder vergolten?“ (Röm. 11, 35.) Dennoch hat man für das Gegentheil, für die *causa discriminis in homine*, einen Schriftbeweis zu führen versucht. Aber wie? Einmal so, daß man Schriftstellen anführte, die gar nicht von der Sache handeln. Man hat die Schriftstellen angeführt, welche den Menschen zur Befehrung, zum Glauben, zum Wählen *cc.* auffordern, und dann — mit Luther zu reden — den Imperativ flugs in einen Indicativ verwandelt, das heißt, aus der göttlichen Aufforderung die menschliche Fähigkeit, der Aufforderung nachzukommen, trüglischer Weise gefolgert, obwohl die Schrift diese Folgerung ausdrücklich verbietet. Derselbe Heiland, welcher Matth. 11 sagt: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid“, sagt Joh. 6: „Es kann niemand zu mir kommen.“ Besonders hat man bei der Lehre von der Gnadenwahl sich und andere mit dem Schein eines Schriftbeweises betrogen, indem man Stellen anführte, die gar nicht von dieser Lehre handeln. Man hat die Lehre aufgestellt, daß Gott bei der ewigen Erwählung etwas im Menschen angesehen habe, gute Werke, Verhalten, mindestens den beharrlichen Glauben. Die Schrift weiß von dieser Lehre nichts. Ueberall, wo sie von der ewigen Erwählung und dann von dem Glauben, den Werken, überhaupt dem Guten, das sich in der Zeit an den Erwählten findet, redet, stellt sie alles als eine Frucht und Wirkung der ewigen Erwählung dar. Daß der Glaube und der Christenstand der Erwählten als ihrer ewigen Erwählung vorausgehend zu denken sei, ist ein reiner Menschengedanke. Aber diesen Menschengedanken hat man dadurch als Schriftlehre zu erweisen gesucht, daß man z. B. die Lehre von der Rechtfertigung anführte und sich den Schluß erlaubte: Wie der Rechtfertigung der Glaube vorangeht, so muß auch der ewigen Erwählung der beharrliche Glaube vorausgehen — wiewohl die Schrift

diesen Schluß wiederum ausdrücklich verbietet. Denn so klar die Schrift sagt, daß Gott „aus dem Glauben (ἐκ πίστεως) rechtfertige (Röm. 3, 30.), so klar sagt sie auch, daß Gott „aus der Welt“ (ἐκ τοῦ κόσμου) erwählt habe. (Joh. 15, 19.) So erhellt auch aus diesem Beispiel, daß der Versuch eines Schriftbeweises zur Stützung eines Irrthums auf Trug, auf einen Mißbrauch des Namens Gottes, hinausläuft. — Den Irrthum, daß etwas im Menschen Grund oder Erklärungsgrund der Befehrung und der Gnadenwahl sei, hat man auch dadurch zu stützen gesucht, daß man sich auf andere Schriftlehren berief, aber diese zuvor fälschte. So hat man gesagt, die Lehre vom allgemeinen Heilswege erlaube es nicht, daß die ewige Erwählung ohne Ansehung des besseren Verhaltens, der Unterlassung des muthwilligen Widerstrebens, der Selbstentscheidung zc., geschehen sei. Man müsse daher aus der Lehre vom allgemeinen Heilswege die „Ansehung“ in die Lehre von der Gnadenwahl hineinnehmen. Aber hiermit ist auch die Lehre vom allgemeinen Heilswege gefälscht. Auch nach dem allgemeinen Heilswege wirkt Gott den Glauben und erhält Gott den Glauben, nicht in Ansehung des menschlichen „Verhaltens“ oder einer geringeren Schuld zc., sondern nach seinem (Gottes) Willen und Wohlgefallen. Phil. 2, 13.: „Gott ist's, der in euch wirkt beide das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen.“ Jac. 1, 18.: „Er hat uns gezeuget nach seinem Willen durch das Wort der Wahrheit.“ Die Augsburgerische Confession drückt dies im 5. Artikel so aus: Der Heilige Geist wirkt den Glauben, „wo und wann er will, in denen, so das Evangelium hören“. Wenn man daher sich für den Irrthum, daß Gott bei der ewigen Erwählung etwas im Menschen angesehen habe, auf den allgemeinen Heilsweg beruft, so offenbart man damit, daß man zuvor die Schriftlehre von dem allgemeinen Heilswege gefälscht hat. Kurz, Irrthum kann man nicht mit Wahrheit, sondern immer nur mit Lügen und Fälschungen vertheidigen.

4. Kant wollte die Evangelien nicht ganz verwerfen. Nur müsse es ihm erlaubt sein, die Lehren derselben nach der Norm des Sittengesetzes unter sich zu harmonisiren. Mit Recht hält Bretschneider, der übrigens nicht viel besser war als Kant, diesem entgegen, das heiße nicht die Evangelien annehmen und auslegen, sondern die Evangelien nach seiner — Kants — Religionslehre kritisiren. Bretschneider schreibt: „Dieses ist aber offenbar kein hermeneutisches Princip zur Auffindung des Sinnes des Neuen Testaments, sondern ein Princip zur Beurtheilung dessen, was von dem gefundenen Inhalt des Neuen Testaments als Offenbarungslehre anzunehmen sei.¹⁾ So üben alle diejenigen an der Schrift eine kritische Thätigkeit, die die Schrift nach einem vom Theologen notwendig herzustellen Zusammenhang oder harmonischen Vernunftganzen

1) Dogmatik I, 410.

„auslegen“ wollen. Sie legen die Schrift nicht aus, sondern sie stellen sich als Richter über die Schrift und entscheiden von sich aus, was als Schriftwahrheit zu gelten habe. Kants Elle, nach der er die Schrift maß, war seine Morallehre. Ihm stand es, wie Harnack, von vorneherein unerschütterlich fest, daß das Wesen des Christenthums Moral, Sittlichkeit, sei. Was mit dieser Annahme stimmte, nahm er an; was ihm damit nicht zu stimmen schien, „harmonisirte“ er weg, also sonderlich das Evangelium von Christo. So ist aller Semipelagianer und Synergisten Elle, nach der sie die einschlägigen Schriftstellen messen, die *causa discriminis in homine*. Analysirt man ihre Argumente, so kommt schließlich alles auf Einen Punkt zurück: Das für die Befehrung und Seligkeit Entscheidende, wenn es auch nur ein „Pünktchen“ ist, muß nicht in der Gnade Gottes, sondern im Menschen liegen. Das ist ihnen *primum principium*. Es muß (*necesse est*, sagt Melancthon) eine Ursache der Befehrung und Seligkeit im Menschen sein, sonst kann man Gottes Versicherung, daß er aller Menschen Seligkeit wolle, nicht trauen. Nach diesem „Muß“ corrigiren sie nun die ganze Heilslehre der Schrift, die auf das „allein aus Gnaden“ lautet. Werden sie mit den einzelnen Schriftausagen, die für die *causa discriminis in homine* keinen Raum lassen, bedrängt, so berufen sie sich auf das Ganze der Schrift, das irgendwo über allen einzelnen Schriftstellen schweben soll, also ein *non-ens*, ein reines Gedankending ist.

5. Der Zustand des unbefehrten Menschen besteht nach der Schrift darin, daß der Mensch das Evangelium nicht annehmen kann. Der Apostel Paulus sagt von dem unbefehrten Menschen 1 Cor. 2, 14. nicht nur die Thatsache aus: „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes“, sondern urtheilt auch in Bezug auf die Fähigkeit des Menschen: *οὐ δύναται γινῶσθαι*, „er kann es nicht erkennen“. Ebenso Christus, Joh. 6, 44.: *οὐδεὶς δύναται ἔλθειν πρὸς με*, „es kann niemand zu mir kommen“. Der unbefehrte Mensch hat dem Evangelium gegenüber keine Wahlfreiheit. Er kann das Evangelium nicht erwählen, sondern nur verwerfen. Ist es mit einem Menschen dahin gekommen, daß er das Evangelium annehmen oder erwählen kann, so ist er in einem Zustande, der seiner natürlichen Beschaffenheit vollkommen entgegengesetzt ist, das heißt, ein solcher Mensch ist ein bekehrter Mensch. Das Evangelium annehmen, glauben, erwählen u. können, ist nicht ein Vorstadium der Befehrung, sondern die Befehrung selbst, wie auch die Concordienformel ausdrücklich erklärt: „Die Befehrung ist eine solche Veränderung durch des Heiligen Geistes Wirkung in des Menschen Verstande, Willen und Herzen, daß der Mensch durch solche Wirkung des Heiligen Geistes könne die angebotene Gnade annehmen“, *potest apprehendere*. (Müller, S. 608.) Wer von einer „Wahlfreiheit“ des Menschen vor der Befehrung redet, thut dies von semipelagianischen Grundsätzen aus. Er schreibt dem natürlichen Menschen noch eine Fähigkeit zu, sich zur Gnade zu schicken.

6. Eine Centrallüge, mit welcher der Teufel so ziemlich alle Generationen der Theologen geöffit hat, ist die, daß das „allein aus Gnaden“ und die allgemeine Gnade durchaus nicht neben einander bestehen könnten. Eins müsse dem andern nothwendig weichen. Für beides sei kein Raum in der Theologie. Man sah und sieht es als ganz selbstverständlich an, daß aus der sola gratia die Leugnung der universalis gratia folge. So sagt Luthardt in seiner Monographie über den freien Willen, daß der Prädestinatismus, das heißt, die Leugnung der allgemeinen Gnade, unvermeidlich sei, wenn Gott allein die Befehrung wirke und keine Mitwirkung zur Befehrung im Menschen sei. So hat auch Ohio uns gegenüber in mannigfachen Wendungen das Argument wiederholt: wenn allein die Gnade die Befehrung wirke und nicht auch das Verhalten des Menschen in Betracht komme, so hätte Gott es so eingerichtet, daß nicht alle Menschen selig werden könnten! Der Sinn dieses Arguments ist kein anderer als der: Die sola gratia und die universalis gratia können nicht neben einander festgehalten werden. Weil nun Ohio die universalis gratia festhalten will, so opfert es im Interesse des „Ganzen“ die sola gratia. Aus dieser Situation heraus erließ es jenes Anathema gegen alle Befenner der sola gratia, indem es erklärte: jeder sei ein Wolf und Teufelsapostel, der da lehre, daß die Befehrung und Seligkeit allein von Gottes Gnade abhängen. Die Annahme, daß die universalis gratia und die sola gratia unverträglich mit einander seien, liegt auch dem Melancthon'schen *necesse est* zu Grunde. Wenn Melancthon argumentirt: Weil die Gnade Gottes allgemein ist, so muß nothwendig in uns Menschen eine Ursache des Unterschiedes sein, warum ein Saul verworfen, ein David angenommen wird, so ist Melancthon's Gedankengang der: Die Gnade ist allgemein. Das halte ich fest. Um das aber festhalten zu können, muß ich eine Ursache der Befehrung und Seligkeit im Menschen annehmen, also die sola gratia opfern. Von demselben Standpunkt aus opfern die Calvinisten die universalis gratia. Sie sagen: Vor allen Dingen muß man das „allein aus Gnaden“ festhalten. Um das aber festhalten zu können, muß man nothwendig annehmen, daß Gott nicht alle Menschen selig machen wolle. Denn wollte Gott alle Menschen selig machen, so würden auch alle Menschen selig werden, da es ja die Gnade Gottes allein thut. Und nun werden alle Stellen der Schrift, welche die allgemeine Gnade Gottes bezeugen, so „ausgelegt“, daß sie mit der calvinistischen „Analogie des Glaubens“ oder dem calvinistischen „harmonischen Ganzen“ stimmen. Eine Probe dieser Schriftauslegung, das heißt, Schriftverbrechung, nach einer von Menschen a priori construirten „Analogie des Glaubens“ haben wir bei dem in mancher Hinsicht vortrefflichen Shedd. Shedd ist so fest davon überzeugt, daß man nur eins von beiden, entweder die sola gratia oder die universalis gratia, festhalten könne, daß er die ganze Christenheit in Calvinisten und Arminianer (Synergisten) eintheilt, das heißt, in Leute, die entweder die universalis gratia oder die sola gratia leugnen. Shedd

passirt hier ein quid pro quo. Was er „eintheilt“, das ist nicht die „Christenheit“, sondern das sind die unsinnigen Theologen, die nicht die heilige Schrift Artikel des Glaubens stellen lassen, sondern dies Geschäft nach ihrem lieben „Ich“ besorgen und daher meinen, die sola gratia und die universalis gratia vertragen sich nicht mit einander. Es gibt aber, Gott sei Dank, außer Calvinisten und Synergisten noch eine rechtgläubige Kirche, die lutherische. Diese hält sowohl die sola gratia als auch die universalis gratia ungeschmälert neben einander fest, weil sie nicht Menschen Artikel des Glaubens stellen läßt, sondern mit dem Schriftprincip auch in praxi völlig Ernst macht. Diese ihre Stellung bringt die lutherische Kirche sonderlich im 11. Artikel der Concordienformel zum Ausdruck. Diesen Artikel soll man nicht der „logischen Inconsequenz“ zeihen, sondern als vorzügliches Beispiel, die christliche Lehre allein aus der Schrift darzustellen, preisen.

7. Man hat uns „Missouriern“ wiederholt entgegengehalten, daß wir keinen Unterschied zwischen dem „natürlichen“ und „muthwilligen“ Widerstreben machten. Damit ist der Streitpunkt nicht richtig angegeben. Man mag das Widerstreben eintheilen, wie man will. Darüber fangen wir mit niemand Streit an. Wir wissen sehr wohl, daß innerhalb der lutherischen Kirche in Bezug auf die Eintheilung des Widerstrebens kein einheitlicher Sprachgebrauch vorliegt. Auf eins kommt es uns an. Da weichen wir nicht und gestatten wir keine Lehrfreiheit. Es kommt uns darauf an, daß die Unterlassung des die Befehrung hindernden Widerstrebens, mag man dasselbe das „muthwillige“ oder sonstwie nennen, nicht den Kräften des Menschen zugeschrieben werde. Geschieht dies, so ist die ausschlaggebende Ursache der Seltigkeit in den Menschen verlegt und die Grundlehre des Christenthums, daß der Mensch aus Gnaden selig wird, aufgegeben. Hat man dagegen gesagt, die Unterlassung oder das Aufgeben des muthwilligen Widerstrebens sei ja „nichts“ und daher mit der Annahme des „nichts“ auch keine Beeinträchtigung der Gnade vorhanden, so ist das eine Ausrede, die diejenigen, welche sie vorbringen, selbst nicht ernstlich meinen, da sie selbst an dieses „nichts“ die ganze Befehrung und Seligkeit hängen. An der Unterlassung oder dem Aufgeben des muthwilligen Widerstrebens haben sie ja den „Erklärungsgrund“, warum überhaupt Menschen im Unterschiede von andern thatsächlich betehrt und selig werden. Auch liegt auf der Hand, daß die Lehre, wonach man dem Menschen die Unterlassung des muthwilligen Widerstrebens zuschreibt, gegen die Schriftlehre vom erb-sündlichen Verderben in defectu verstoßt. Das Aufgeben irgend eines Widerstrebens gegen die innerliche Befehrungsgnade, also auch das Aufgeben des „muthwilligen“ Widerstrebens, setzt auf Seiten des Menschen eine Freundschaft für die Gnade oder eine Hinnéigung zu derselben, eine facultas se applicandi ad gratiam, voraus. Jeder, der dem Menschen die Unterlassung des muthwilligen Widerstrebens zuschreibt, leugnet damit,

daß der natürliche Mensch ein Feind des Evangeliums ist und das Evangelium für eine verwerfliche Thorheit (*μωρία*, 1 Cor. 2, 14.) hält. Die Concordienformel, welche die Schriftlehre vom erbündlichen Verderben festhält, sagt daher vom Menschen, daß er bis zu dem Zeitpunkt, wo er durch Gottes Geist regiert wird, „aus angeborener, böser, widerspenstiger Art“ „feindlich widerstrebet“ (*hostiliter repugnat*), „auch wissentlich und willig“ (*etiam sciens volensque*) in seiner Sicherheit fortfährt. (Müller, S. 593.) Hier erhebt man freilich den weiteren Einwurf: „So wären die, welche bekehrt und selig werden, auch in ihrem Verhalten der Gnade gegenüber, in gleicher Schuld mit denen, die unbekehrt bleiben und verloren gehen?“ Allerdings. Das ist die Lehre der Schrift. Die Schrift sagt ausdrücklich: „Es ist hie kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten“, ¹⁾ und: „Was hast du, das du nicht empfangen hast?“ ²⁾ Das ist auch die Lehre des lutherischen Bekenntnisses. Das lutherische Bekenntniß legt ganz ausführlich dar, daß bei einer Vergleichung der Seligwerdenden mit den Verlorengehenden kein Unterschied, sondern eine völlige Gleichheit sich ergebe (*quam simillimi illis* — nämlich den Verlorengehenden — *deprehensi*), da auch die Seligwerdenden sich übel gegen Gottes Wort verhalten und daher als Erklärungsgrund ihrer Bekehrung und Seligkeit nur „Gottes lautere unverdiente Gnade“ zu preisen haben. ³⁾ Wer das „verschiedene Verhalten“ als Erklärungsgrund für seine Bekehrung und Seligkeit anführt, hebt den Gnadenbegriff, den die Schrift lehrt, auf und weiß noch nicht, was Christenthum ist. F. P.

Wie und wodurch kann und soll ein Christ seiner ewigen Erwählung gewiß werden?

(Schluß.)

Unser lutherisches Bekenntniß bezeugt, wie wir dies am Schluß des ersten Theils dieses Artikels nachgewiesen haben, daß ein Christ gerade auch aus den allgemeinen Gnadenverheißungen seine Wahl erkennen und derselben gewiß werden könne. Diese tröstliche Wahrheit wollen wir uns jetzt näher zu Gemüthe führen. D. Stellhorn hat insonderheit den Schluß beanstandet, den wir aus Joh. 3, 16. gezogen haben. So wollen wir zunächst diesen bekannten Spruch ins Auge fassen und zusehen, ob es wirklich Schwärmerei ist, wenn man denselben so verwerthet, wie wir gethan haben.

Wir legen hier die Auslegung Luthers zu Grunde. Der Schlußtheil der classischen Pfingstpredigt Luthers, die zugleich eine Fundgrube wahrer Theologie ist, lautet folgendermaßen:

1) Röm. 3, 23.

2) 1 Cor. 4, 7.

3) Müller, S. 716. 717.

Ja, sprichst du, wenn ich so fromm und heilig wäre, als Petrus, Paulus oder die heilige Jungfrau Maria, so wollte ich gern glauben und mich solches Geschenkes auch trösten; denn dieselben sind heilig und denselben ist ohne Zweifel solches Geschenk vermerket; wie käme aber ich armer Sünder dazu, daß ich's gewiß wäre, daß ich mich des Geschenkes sollte annehmen, der ich doch Gott so mancherlei Weise erzürnt und so oft beleidigt habe? Solche Gedanken bleiben nicht außen, wenn bei solcher Predigt das Herz sich recht ansieht und an seine Mißhandlung denkt. Da soll man sich hüten, daß man nicht außer dem Wort Gottes gehe und solchen Gedanken zu lang nachhänge; sondern man soll bald sich wieder zum Wort kehren und nach demselben urtheilen. Denn solche Gedanken sind nichts, denn der rechte Unglaube, welcher uns von solchem Geschenk und tröstlichen Predigt will abziehen. Nun kann man dem Unglauben mit nichts anderem wehren, denn mit dem Wort Gottes. Dasselbe predigt uns unser lieber Herr Christus selber, daß wir ja keine Ursache haben, an solcher Predigt und Wort zu zweifeln, und spricht: sein Vater im Himmel, der rechte ewige Gott, habe die Welt so geliebet, daß er ihr seinen eingebornen Sohn gegeben habe. Nun mußt je du und alle Menschen bekennen, daß die Welt nicht heiße Maria, Petrus und Paulus; sondern Welt heißt das ganze menschliche Geschlecht auf einen Haufen, durch und durch. Glaubst du nun, daß du ein Mensch bist? Oder so du solches nicht glauben noch wissen kannst, so greife dir selbst in den Busen oder nach der Nase, ob du nicht alswohl Fleisch und Blut habest, als andere Leute. Warum willst du dich denn aus diesem Wörtlein „Welt“ ausschließen, weil Christus mit hellen, klaren Worten heraus sagt, Gott habe seinen Sohn nicht allein der heiligen Jungfrauen Marien, noch St. Peter, noch St. Paul gegeben, sondern der Welt, daß sich alles sein soll annehmen, was nur Menschenfinder heißen. Wenn ich mich nun sein nicht wollte annehmen, als hätte ich kein Theil an ihm, und du wolltest dich sein auch nicht annehmen: so müßte je folgen, daß diese Worte Christi nicht wahr wären, da er sagt, er sei der Welt gegeben. Darum sollst du aus solchen Worten das Widerspiel schließen, daß dies Geschenk alswohl dir gehöre als St. Peter und St. Paul, weil du ebensowohl ein Mensch bist als sie, und ein Stück der Welt. Daß man Gott in seinem Wort nicht Lügen strafe und denke: Wer weiß, ob ich auch unter denen sei, welchen dieser Sohn geschenkt und das ewige Leben verheißen ist? Denn dies heißt unsern Herrn Gott zum Lügner gemacht. Darum, wo solche Gedanken wollen einfallen, so schlage das Kreuz vor dich, als wäre der Teufel selbst da, auf daß dich solche Gedanken nicht betrügen, und sprich: Was frage ich darnach, daß ich nicht Petrus noch Paulus bin? wenn Gott solchen Schatz hätte denen allein geben wollen, die es würdig gewesen wären, würde er ihn den Engeln gegeben haben, welche reine und unbefleckte Geister sind, oder der Sonne und Mond, die stets ihren gewissen Lauf halten nach Gottes Ordnung. Aber hier steht er: er habe ihn der Welt gegeben, dieselbige ist würdig, wie wir droben haben angezeigt. Darum, ob ich weder Petrus noch Paulus bin, will ich dennoch von diesem Geschenk unausgeschlossen sein, und ebensoviel davon haben, als David und alle Apostel. Denn was ist David gewesen? Hat er nicht auch grob und schwer gesündigt? Wer sind die Apostel gewesen? Sind sie nicht alle Sünder und unwürdig genug gewesen? Darum soll niemand diesem Argument folgen: Ich bin ein Sünder, bin nicht als heilig und fromm als St. Peter: darum darf ich mich dieses Geschenkes nicht annehmen noch trösten. Beileibe nicht; sondern sprich also: Ich sei, was ich wolle, so muß ich dennoch meinen Gott nicht Lügen strafen; denn ich gehöre noch auch in die Welt. Darum, wenn ich mich solches Geschenkes nicht wollte annehmen, so thäte ich über alle andere Sünde auch diese, daß ich Gott Lügen strafe. Ja, sprichst du, wenn mir's Gott insonderheit zusagte, so wollte ich's glauben, und könnte gewiß sein, daß es mir

gälte. Nein, lieber Freund, er redet's insgemein, daß dieser Sohn und das ewige Leben aller Welt zugesagt und geschenkt sei, auf daß er gar niemand ausschließe. Wer sich aber selber ausschließt, der wird darum müssen Antwort geben, wie Christus spricht: Ich will sie nicht richten, sondern ihr eigener Mund wird sie richten, weil solches Geschenk der ganzen Welt vermeint und gegeben ist, daß sie es aus eigem Unglauben, wider Gottes Wort, dennoch nicht haben annehmen wollen. Wiewohl, wenn man es recht bedenken will, so sind darnach die Sacramente der Taufe und des Leibes und Blutes Christi von unserm Herrn Christo eben dieser Ursache halben eingesetzt, daß ein jeder insonderheit solches Geschenk sich zueignen, und für das seine halten und brauchen soll. (XIII, 662—664.)

Hier recapitulirt Luther zunächst in Kürze seine vorhergehende Auslegung. Der Vater im Himmel, der rechte ewige Gott, hat die Welt, die unwürdige Welt so geliebt, daß er ihr seinen eingeborenen Sohn gegeben hat. Und wozu ist dieses Geschenk nütze? Davon hat Luther vorher geschrieben: „Nun folgt das Ende, was Gott mit solchem Geschenke meine. Nämlich, daß er's nicht dazu gibt, daß wir davon essen, trinken, uns kleiden und nähren sollen . . . sondern es soll dazu dienen und dazu geschenkt sein, daß 'alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben'. Hier hörst du, daß es nicht darum zu thun ist, daß wir davon sollen groß Geld oder Gut, Ehre, Gewalt oder auch die ganze Welt hier eine kleine kurze Zeit haben und Herren darüber sein; denn wenn wir gleich dies alles hätten, wären wir nichtsdestoweniger noch unter des Teufels Gewalt: sondern daß wir sollen der Sünde, des Todes und der Hölle frei und ewig unverloren sein. Das soll diese Gabe, das ist, Gottes Sohn, uns aus lauter Liebe geschenkt, wirken und ausrichten, dadurch, daß er dem Teufel den Kopf zertreten, ihn ausgezogen und alle seine Gewalt genommen hat, die Sünde ermordet, den Tod ewiglich verschlungen und die Hölle zu Grund ausgelöscht, daß sie nun und in Ewigkeit über uns nicht herrschen, uns nicht schrecken, würgen und verdammen kann. Das lasse eine reiche, herrliche, ja unaussprechliche Gabe sein, dafür dem großen, barmherzigen Geber Lob und Ehre in Ewigkeit folgen soll. Amen.“ Das faßt Luther jetzt am Schluß in den Satz zusammen, „daß dieser Sohn und das ewige Leben aller Welt zugesagt und geschenkt sei“. Gott hat der Welt seinen eingeborenen Sohn und damit das ewige Leben geschenkt. Das ist gewiß richtige Exegese. Denn Christus spricht gleich weiter: „Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde.“ Joh. 3, 17. Und Joh. 6, 51. sagt er, daß er sein Fleisch geben werde für das Leben der Welt, damit die Welt das Leben habe. Und nachdem Christus sein Fleisch in den Tod gegeben, schreibt Paulus, daß es durch Eines Gerechtigkeit für alle Menschen zur Rechtfertigung des Lebens gekommen ist. Röm. 5, 18. Allen Menschen ist in Christo schon das ewige Leben zugesprochen. Ja, das bezeugt die Schrift überall, wo sie von der Erlösung redet, daß die Welt durch Christi Tod und Blut mit Gott versöhnt, und daß ihr so durch Christum das ewige Leben erworben, der Himmel aufgeschlossen,

die Seligkeit bereitet ist. Das ist in Kürze das große, reiche Geschenk, das Gott aus eitel Liebe der bösen, undankbaren Welt gegeben hat: der eingeborene Sohn Gottes und das ewige Leben. Und dieses Geschenk ist in das Wort gefaßt und wird so, im Wort der Welt dargeboten. Christus hat eben davon dem Nicodemus gepredigt, und diese Predigt geht jetzt durch alle Welt, daß Gott der Welt seinen Sohn und das ewige Leben geschenkt hat. Der Spruch Joh. 3, 16. ist eine der allertheuersten Verheißungen Gottes. Gott hat hier der Welt seinen Sohn und damit das ewige Leben „zugesagt“, „verheißend“. Wer solche Verheißung nur hinnimmt und glaubt, der hat das alles. Wer an den eingebornen Sohn Gottes glaubt, der in solcher Predigt und Verheißung sich selber darbietet sammt seinem ganzen Verdienst, der hat das ewige Leben.

Das punctum saliens in dem citirten Abschnitt der Lutherschen Pfingstpredigt ist aber die Erörterung der Frage: „Ja, sprichst du, wenn ich so fromm und heilig wäre, als Petrus, Paulus oder die heilige Jungfrau Maria, so wollte ich gerne glauben und mich solches Geschenks auch trösten; denn dieselben sind heilig und denselben ist ohne Zweifel solches Geschenk vermeint; wie käme ich armer Sünder dazu, daß ich's gewiß wäre, daß ich mich des Geschenks sollte annehmen, der ich doch Gott so mancherlei Weise erzürnt und so oft beleidigt habe?“ Und das ist eben die Frage, mit der wir uns hier beschäftigen. „Solche Gedanken bleiben nicht außen, wenn bei solcher Predigt das Herz sich ansieht und an seine Mißhandlung denkt.“ Aber man soll solchen Gedanken nicht zu lange nachhängen, „sondern man soll bald sich wieder zum Wort kehren und nach demselben urtheilen“. Und nun operirt Luther in diesem Abschnitt, um den, mit dem er hier handelt, der seine Unwürdigkeit fühlt, dessen gewiß zu machen, daß das Geschenk Gottes auch ihn angeht, insonderheit mit Einem Wort des Textes, mit dem Wörtlein „Welt“. „Nun mußt du und alle Menschen bekennen, daß die Welt nicht heiße Maria, Petrus und Paulus, sondern Welt heißt das ganze menschliche Geschlecht auf einen Haufen, durch und durch. Glaubst du nun, daß du ein Mensch bist? Oder, so du solches nicht glauben noch wissen kannst, so greife dir selbst in den Busen oder nach der Nase, ob du nicht alswohl Fleisch und Blut habest, als andere Leute. Warum willst du dich denn aus diesem Wörtlein ‚Welt‘ ausschließen?“ Christus sagt aber mit hellen, klaren Worten heraus, „Gott habe seinen Sohn nicht allein der heiligen Jungfrau Marien, noch St. Peter, noch St. Paul gegeben, sondern der Welt, daß sich alles sein soll annehmen, was nur Menschentinder heißen“. „Darum sollst du aus solchen Worten das Widerspiel schließen, daß dies Geschenk alswohl dir gehöre, als St. Peter und St. Paul, weil du ebenso wohl ein Mensch bist, wie sie, und ein Stück der Welt. Daß man Gott in seinem Wort nicht Lügen strafe und denke: Wer weiß, ob ich auch unter denen sei, welchen dieser Sohn geschenkt und das ewige Leben verheißend ist.“ „Ja, sprichst du, wenn mir's Gott insonderheit zusagte, so wollte

ich's glauben und könnte gewiß sein, daß es mir gälte. Nein, lieber Freund, er redet's insgemein, daß dieser Sohn und das ewige Leben aller Welt zugesagt und geschenkt sei, auf daß er gar niemand ausschließe."

Das ist eine unwiderlegliche Argumentation. Das ist ein sicherer, unanfechtbarer Schluß: Ich gehöre zur Welt, ich bin auch ein Stück Welt, ich bin auch ein Mensch. Nun aber hat Gott aller Welt seinen Sohn und das ewige Leben zugesagt und geschenkt. Also auch mir. Und so kann und soll ich des ewigen Lebens ganz gewiß sein. Dieser Schluß fügt zu den Worten Christi kein neues Moment, kein Jota hinzu, sondern nimmt aus dem Wort „Welt“ nur das heraus, was darin liegt. Gerade dann, wenn ein Christ seiner Mißhandlung gedenkt, seine Unwürdigkeit fühlt, an seiner Frömmigkeit, ja an seinem Glauben irre werden will und so in Zweifel geräth, ob er auch einmal selig wird, soll er Gottes Wort, soll er dies Wörtlein „Welt“ nur recht ansehen, soll damit nicht speculiren oder allerlei Sprünge machen, sondern nur wohl überlegen und bedenken, was dieses Wort, das Christus gebraucht hat, in sich begreift, und also bei sich denken und sprechen: Ob ich so recht fromm und heilig bin, ob ich den rechten Glauben habe, das ist mir zweifelhaft. Da habe ich meine großen Bedenken. Aber das steht doch außer Zweifel, daß ich zur Welt gehöre, daß ich ein Stück der Welt bin, daß ich ein Mensch bin. Ich brauche mir nur in den Busen oder nach der Nase zu greifen. Das ist außer Zweifel, daß ich in die arge, böse, verlorene Welt hinein gehöre, ich fühle ja eben meine Sünde, meinen ganzen Unwerth. Gehöre ich aber zur Welt, so gehört mir auch das ewige Leben. Denn Gott hat eben nicht St. Peter, St. Paul, der heiligen Jungfrau Maria allein, sondern der ganzen Welt seinen Sohn geschenkt und das ewige Leben verheißen. Auf Grund von Joh. 3, 16. und ähnlichen Sprüchen sagen wir einem Angefochtenen, der um seinen Glauben und um seine Seligkeit bekümmert ist: Ja, du sprichst, wenn Gott mir eine besondere Offenbarung geben, mir speciell auf meine Person, auf meinen Namen das ewige Leben zusagen würde, dann wollte ich's glauben und könnte gewiß sein, daß es mir gälte, dann wäre die Sache gewiß und entschieden. Nein, lieber Freund, die Sache ist auch ohnedies gewiß und entschieden. Die Gewißheit, die du begehrt, geben dir die allgemeinen Gnadenverheißungen der Schrift. Die allgemeine Offenbarung von der allgemeinen Liebe Gottes zur ganzen Welt, daß Gott in Christo der ganzen Welt das ewige Leben verheißen hat, kann, will und soll auch dich für deine Person, eben weil sie allgemein ist und Niemanden ausschließt, deiner Seligkeit gewiß machen. Gott hat in und mit der Welt auch dir gesagt und zugesagt, daß, um mit Luther zu reden, Christus die Sünde ermordet, den Tod ewiglich verschlungen und die Hölle zu Grund ausgelöscht hat, daß Tod und Hölle nun und in Ewigkeit über dich nicht herrschen, dich nicht schrecken, würgen und verdammen mögen, oder mit andern Worten, daß er dich dermaleinst aus diesem Leben in das ewige Leben, von dieser Erde zu sich in den Himmel nehmen wird. Und wenn

nun Andere diese Verheißung Gottes verachten, Gott in seinem Wort Lügen strafen und sich selbst von dem Heil in Christo ausschließen, so laß dich das nicht anfechten. Das macht Gottes Verheißung nicht ungewiß. Siehe du nur zu, daß du an deinem Theil Gott nicht Lügen strafest! Ja, der große, lebendige und wahrhaftige Gott hat, weil der ganzen Welt, so auch dir Leben und Seligkeit verheißt. Und es gibt im Himmel und auf Erden nichts Gewisseres und Zuverlässigeres, als Gottes Wort und Verheißung.

Steht es aber fest, daß solche Sprüche, wie Joh. 3, 16., einen Christen seiner Seligkeit gewiß machen können, so gilt auch das Andere, daß ein Christ aus den allgemeinen Gnadenverheißungen seiner ewigen Erwählung gewiß werden kann. Denn das sind identische Aussagen. Allerdings sagt Joh. 3, 16. kein Wort, keine Silbe von der ewigen Wahl. Und es wäre eine ungereimte Folgerung, wenn man so schließen wollte: Gott hat die Welt so geliebt, daß er ihr seinen Sohn gab 2c.; also hat er auch die Welt erwählt, abgesehen davon, daß dieser letztere Satz eine *contradictio in adjecto* enthält. Und so ist es auch ungereimt, wenn man, wie unsere Gegner thun, aus Joh. 3, 16. und ähnlichen Sprüchen den *intuitus fidei* in der Wahl herausconstruirt. Die Lehre von der Wahl steht auf einem andern Blatt der Bibel geschrieben. Aber nun redet einmal die Schrift des öfteren von „den Auserwählten“, auch abgesehen von den eigentlichen *locis classicis*, welche die ewige Wahl Gottes eingehend beschreiben. Die Auserwählten sind alle die, welche Gott von Anfang zur Seligkeit erwählt hat. Die Auserwählten sind alle die, welche schließlich selig werden, allein die Auserwählten werden selig. Marc. 13, 27. Die Auserwählten sind nicht alle Menschen, sind nicht die Welt, sondern die, welche Gott von der Welt erwählt hat. Das liegt schon im Begriff *ἐκλεκτοί*. Der Auserwählten sind wenige, wie der Herr selber sagt, im Vergleich zu der großen Menge derer, die schließlich verloren gehen. Doch diese Wenigen werden auch sicher selig. Marc. 13, 20. Und weil also die Schrift die, welche schließlich selig werden, als die Auserwählten bezeichnet, so fällt die Frage, ob ich auch zu denen gehöre, welche schließlich selig werden, factisch mit der andern Frage zusammen, ob ich zu den Auserwählten gehöre. Sprüche, wie Joh. 3, 16., geben uns an sich, wie schon bemerkt, keinerlei Anlaß, von Wahl und Auserwählten zu reden, aber andere Stellen der Schrift, die von den Auserwählten sagen, geben uns Recht und nöthigen uns, die Ausdrücke Seligwerdende und Auserwählte promiscue zu gebrauchen. Der bloße Ausdruck „Auserwählte“ erinnert an jenen ewigen Rath Gottes, der insofern verborgen ist, als die Namen der Auserwählten nicht offenbart sind. Und diese Erinnerung an sich ist wohl geeignet, einem Christen, der seinen eigenen Unwerth recht erkennt und fühlt, bange zu machen, die bange Frage zu erwecken: Wer weiß, ob auch mein Name im Buch des Lebens angeschrieben ist? Doch wenn ein Christ nun näher in der Schrift sich umsieht und Aht hat, wie die Schrift des Näheren die ewige Erwählung und die Auserwählten beschreibt, so schwindet die

Bangigkeit, und sie schwindet ganz und schlägt in freudige Gewißheit um, wenn ein Christ das andere Blatt der Bibel aufschlägt, auf welchem die allgemeinen Gnadenverheißungen geschrieben stehen, und diese Verheißungen so nimmt und versteht, wie sie lauten.

Auch diese letztere Formulirung der vorliegenden Frage sei mit einem Citat aus Luther illustriert. Derselbe schreibt in seiner Auslegung von 1 Petr. 1, 2. folgendermaßen:

Darum, sicht dich deine Sünde und Unwürdigkeit an, und fällt dir darüber ein, du seiest von Gott nicht versehen, item, die Zahl der Auserwählten sei klein, der Haufe der Gottlosen groß, und erschrickst über den greulichen Exempeln göttlichen Zorns und Gerichts zc., so disputire nicht lange, warum Gott dies oder jenes also mache, und nicht anders, so er doch wohl könnte zc. Auch unterstehe dich nicht, den Abgrund göttlicher Versehung mit der Vernunft zu erforschen, sonst wirst du gewiß drüber irre, verzweifelst entweder, oder schlägst dich gar in die freie Schanz, sondern halt dich an die Verheißung des Evangelii, die wird dich lehren, daß Christus, Gottes Sohn, in die Welt kommen sei, daß er alle Völker auf Erden segnen, das ist, von Sünde und Tode erlösen, gerecht und selig machen sollte, und daß er solches aus Befehl und gnädigem Willen Gottes, des himmlischen Vaters, gethan habe, „der die Welt also geliebet hat, daß er seinen einigen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“, Joh. 3. Folgst du dem Rath, nämlich, erkennst du zuvor, daß du ein Kind des Zorns von Natur bist, des ewigen Todes und Verdammniß schuldig, daraus dich keine Creatur, weder menschlich, noch engelisch, erretten könne, und ergreiffst darnach Gottes Verheißung, glaubst, daß er ein barmherziger, wahrhaftiger Gott sei, der treulich halte (aus lauter Gnade, ohn alle unser Zuthun und Verdienst), was er geredet habe, und habe darum Christum, seinen einigen Sohn, gesandt, daß er für deine Sünde sollte genugthun, und dir seine Unschuld und Gerechtigkeit schenken, dich endlich auch von allerlei Noth und Tod erlösen: so zweifle nicht daran, du gehörst unter das Häuflein der Erwählten zc. Wenn man auf solche Weise (wie denn St. Paulus auch pflegt) die Versehung handelt, ist sie über die Maßen tröstlich. Wer's anders vornimmt, dem ist sie schrecklich zc. (St. Louiser Ausg., IX, 1115.)

Hier gibt Luther einem Christen, der wegen seiner Versehung angefochten ist, den Rath, nicht den Abgrund der göttlichen Versehung mit der Vernunft zu erforschen, sondern sich an die Verheißung des Evangeliums zu halten, und gerade an diejenigen Verheißungen, welche alle Welt angehen, die da lehren, daß Christus, Gottes Sohn, in die Welt gekommen ist, um alle Völker von Sünde und Tod zu erlösen, gerecht und selig zu machen. Daraus soll er zunächst schließen und fest glauben, daß Christus auch für seine Sünde genug gethan habe und ihn endlich von aller Noth und vom Tode erlösen werde, hieraus aber dann abnehmen und nicht zweifeln, daß er auch unter das Häuflein der Erwählten gehöre. So bezeugt also hier Luther expressis verbis, daß ein Christ aus den allgemeinen Gnadenverheißungen des Evangeliums seiner Erwählung gewiß werden könne und solle.

Es sei ferner daran erinnert, wie Luther, der in seiner Mönchszeit jene Anfechtung reichlich erfahren hat, später des öfteren die Worte erwähnt, mit

denen Staupitz ihn damals getröstet: „Lieber, warum plagst du dich also mit diesen Speculationen und hohen Gedanken; schaue an die Wunden Christi und das Blut, das er für dich vergossen hat, daraus wird die Verfehlung hervorscheinen.“ Er erklärt dann selbst in seiner Auslegung von Gen. 26, 9. den Ausspruch Staupitzens in folgender Weise: „Also hat Gott uns seinen Willen und Rath vorgehalten und sagt nämlich also: Siehe, Mensch, ich will dir die Verfehlung und Prädestination herrlich offenbaren; aber nicht auf dem Wege deiner Vernunft oder fleischlichen Weisheit, wie du dir träumen lässest und denkst. Ich will also thun: aus einem Gott, der nicht geoffenbaret ist, will ich ein geoffenbarter Gott werden, und will doch derselbige Gott bleiben. Ich will Mensch werden, oder meinen Sohn senden, der soll für deine Sünde sterben und wieder vom Tode auferstehen, und also will ich deine Begierde erfüllen, auf daß du wissen mögest, ob du verfehen seiest oder nicht. ‚Siehe, das ist mein Sohn, den sollst du hören‘, Matth. 17, 5., den siehe an, wie er in der Krippe liegt und auf der Mutter Schooße, dazu auch, wie er am Kreuze hängt; siehe, was derselbe thue, was er rede. Da wirst du mich gewißlich ergreifen. Denn ‚wer mich siehet‘, spricht Christus, ‚der siehet den Vater‘. Wo du diesen hören und in seinem Namen getauft werden, dazu sein Wort lieben wirst, alsdann bist du gewißlich verfehen und deiner Seligkeit ganz gewiß.“ „Denn da ist das Buch des Lebens, darin du geschrieben bist.“ „Darum sollen sich die Gottseligen davor hüten (das heißt, sollen nicht mit ihren eigenen Gedanken in den Himmel steigen) und sich dessen allein befleißigen, daß sie lernen dem Kindlein und dem Sohn Gottes, Jesu, anhangen, welcher dein Gott ist und um deinetwillen Mensch geworden ist: denselbigen sollst du erkennen und hören, dazu deine Lust an ihm haben und ihm auch dafür danken. Wenn du den hast, so hast du auch den verborgenen Gott zugleich mit dem geoffenbarten.“ Ja, so ist es. Christus, Gottes Sohn, der von der Jungfrau Maria geboren und am Kreuze gestorben ist und sein Blut vergossen hat, ist der Erlöser des ganzen menschlichen Geschlechts. Den sollen alle Menschen hören und annehmen. Und wer nun Christum hört, sieht, annimmt, der sieht in Christo den Vater, der hat in dem geoffenbarten Gott auch den verborgenen Gott, der ist seiner Verfehlung und Seligkeit ganz gewiß.

Mit Luther stimmt Chemnitz. Ein Passus einer seiner Predigten über Matth. 22, 1—14. lautet also:

„Zum Dritten muß bei dieser Lehre von der Verfehlung Gottes auch dies angezeigt werden, was für herrlichen, schönen beständigen Trost arme betrübte gottesfürchtige Gewissen aus dieser Lehre zu nehmen haben und wie sie denselbigen in diesem Artikel suchen und darin finden mögen. Wiewohl aber diese Parabel vornehmlich gerichtet ist zur Strafe, Warnung und Vermahnung der Pharisäer, so ist sie aber doch gleichwohl also gestellet, daß die Fundamente des Trostes ganz lieblich und schön auch darin begriffen sind, wie dieselbigen an andern Vertern in der Schrift weitläufiger und klärer gehandelt werden. Wir wollen Kürze halber, daß uns der Sermon nicht zu weit laufe, die fürnehmsten Hauptstücke anzeigen. Und ist das der Grund, daran

wir anfangen wollen, wie die Parabola sagt, daß der Herr diejenigen, die er zu den Gästen dieser Hochzeit haben will, durch seine Knechte und Diener berufen läßt; das ist, wenn ich darauf gedenke und mich bekümmere, ob ich auch zur Seligkeit versehen, oder ob ich unter die Zahl der Auserwählten gehöre und ob auch mein Name im Buch des Lebens geschrieben sei, weil sonst niemand selig wird, denn allein die Auserwählten, daß ich nicht darf mit ungewissen, zweifelhaften Gedanken zwischen Himmel und Erde schweben oder, wie Paulus sagt Röm. 10, hinauf gen Himmel oder hinab in die Tiefe fahren; denn mit solchen Gedanken allen heißt es Röm. 11: „Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen?“ sondern daß ich solches in dem Beruf oder Wort Gottes, welches durch eines Menschen Mund mir in meine Ohren und Herz schallet, suchen soll und finden kann. Wie Paulus sagt Röm. 10: „Das Wort ist dir nahe in deinem Munde und in deinem Herzen“, und Eph. 1: „Er hat uns wissen lassen das Geheimniß seines Willens, daß es gepredigt würde“, Röm. 8: „Die er versehen oder erwählt hat, die hat er auch berufen.“ Und das ist ein schöner, herrlicher Trost, daß ich aus dem Beruf des gepredigten Wortes wissen und erfahren kann, was Gott von mir und von meiner Seligkeit beschlossen habe, ehe der Welt Grund gelegt ward. Daher Paulus sagt 1 Cor. 2: „Wir haben und wissen Christi Sinn, denn Gott hat es uns geoffenbaret durch seinen Geist, daß wir wissen können, wie reichlich wir von Gott begnadet seien.“ Denn wenn uns Gott durchs Wort ruft, sollen wir nicht gedenken: „Er ruft mich wohl durchs Wort, aber wer weiß, ob er's auch im Herzen so meint“, denn daß er mich zur Seligkeit gerne haben wolle, wenn er mich durchs Wort beruft, das beweiset diese Parabel damit: „Und der König ward zornig“, da die berufenen Gäste nicht kommen wollten. Und daß er mit dem gemeinen Beruf auch meine Person insonderheit meine, das weiß ich daher und daraus, daß in der Absolution und im Sacrament die gemeine Verheißung mir für meine Person insonderheit applicirt, ja, versiegelt und vergewißert wird.“

Aus dem Beruf oder dem Worte Gottes kann und soll ein Christ, wie Chemnitz an dieser Stelle ausführt, ersehen, daß auch er unter die Zahl der Auserwählten gehört, daß auch sein Name im Buch des Lebens geschrieben ist. Chemnitz faßt weiterhin in dieser Predigt seine Ausführungen in zwei Sätze zusammen, von denen der erste lautet: „Erfstlich, daß ich aus dem Beruf kann vergewißert und versichert werden, daß ich auch zur Seligkeit versehen und erwählt sei.“ Der Beruf ist „gemein“, die Verheißung ist „gemein“. Gott ruft durch die allgemeinen Gnadenverheißungen Alle, die sie hören, und zwar ernstlich zur Seligkeit. Und so meint er mit dem „gemeinen Beruf“, eben weil er gemein ist, insonderheit auch meine Person. Und so werde ich durch diesen Beruf dessen vergewißert, daß auch ich zur Seligkeit versehen und erwählt bin. Das ist eine, wie Chemnitz hier zeigt, in der Schrift selbst gegebene, unwiderlegliche Argumentation, freilich keine bloße Verstandesoperation, sondern ein Schluß des Glaubens, welcher, ohne mit der Vernunft zu speculiren, den allgemeinen Beruf, die allgemeinen Verheißungen auf die eigene Person zu appliciren versteht, als hätte Gott speciell mir auf meinen Namen Gnade, Leben, Seligkeit zugesagt.

Wir haben hiermit genugsam nachgewiesen, daß es schriftgemäß, daß es das rechte Verständniß und die rechte Verwendbung der allgemeinen Gnadenverheißungen ist, wenn wir aus denselben unserer Erwählung und Seligkeit

gewiß zu werden suchen. Und wir stehen hier in vollem Einklang mit unserem Bekenntniß, mit den vornehmsten Theologen unserer Kirche, wie Luther und Chemnitz. D. Stellhorn meint nun, auch aus den allgemeinen Gnadenverheißungen der Schrift ergebe sich nur so viel, daß ich ein Auserwählter sein kann, nicht daß ich es wirklich bin. Er redet auch sonst in dem betreffenden Artikel von einer bedingten Gewißheit der Seligkeit und dringt darauf, daß einem Christen die Möglichkeit seines späteren Abfalls feststehen müsse. (S. 169.) Die Meinung ist also, nur in dem Fall, nur unter der Bedingung könne ein Christ seiner Erwählung und Seligkeit gewiß sein, daß er bis ans Ende im Glauben bleibt. Allerdings bezeugt die Schrift, daß nur, wer bis ans Ende beharrt, selig wird, sie vermahnt die Christen, ihre Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern, mahnt zur Beständigkeit, warnt vor Abfall, hält den Christen ernste Exempel des Abfalls vor Augen. Diese Schriftworte behaupten ihr Recht an ihrem Ort, in ihrem Zusammenhang. Die sollen die Christen, wenn sich das leichtfertige Fleisch in ihnen regt, vor Sicherheit und Sorglosigkeit bewahren. Es ist aber Schriftverdrehung, ein ganz wildes, unsystematisches Durcheinanderwerfen von Schriftworten, wenn man derartige Mahnungen und Warnungen von ihrem Zusammenhang und ihrer Tendenz losreißt und als Bedingungen in die Verheißungen Gottes einschleibt, wenn man einem geängsteten Christen, der um seine Erwählung und Seligkeit bekümmert ist, die Möglichkeit einschränkt, daß er vom Glauben abfallen und also verloren gehen könne. Schon Luther hat sich mit solchen ungehörigen Gedanken und Einwendungen auseinandergesetzt, da, wo er in der Erklärung von Gen. 26, 9. die Christen auffordert, in dem geoffenbarten Gott den verborgenen Gott zu erkennen und zu erfassen, indem er z. B. schreibt: „Gott sagt zu dir: Siehe, da hast du meinen Sohn, den höre und nimm ihn an; wenn du das thust, so bist du jetzt schon deines Glaubens und deiner Seligkeit gewiß. Ja, sagst du, ich weiß aber nicht, ob ich im Glauben bleiben kann? Ei, so nimm doch gleichwohl die gegenwärtige Verheißung und Versehung an (praesentem promissionem et praedestinationem), und hüte dich, daß du nicht vormüßig oder zu genau nach den heimlichen Rathschlüssen Gottes forschest.“ So trösten wir mit Luther nach der Schrift einen angefochtenen Christen: Du zweifelst an deiner Erwählung und Seligkeit. Ja, sagst du, ich weiß nicht, ob ich im Glauben bleiben kann? Diese Frage ist hier nicht am Ort. Siehe und nimm doch die gegenwärtige Verheißung und Versehung an. Gott hat der ganzen Welt und somit auch dir seinen Sohn und das ewige Leben geschenkt und verheißen. Dies Wort hast du vor Augen, in den Ohren. Gott sagt dir gegenwärtig, wo du dies Wort hörst und liest, das ewige Leben zu. In diesem Wort hast du deine Versehung. Gott verheißt dir jetzt, frei, umsonst, ohne Weiteres, ohne dir eine Bedingung zu stellen, ohne erst eine Gegenleistung von dir abzuwarten, daß er dich selig machen will. Das nimm an und setze dein unbedingtes Vertrauen auf die unbedingte göttliche Verheißung. Sieh nicht hinüber auf die Ungläubigen

und Zeitgläubigen, die jetzt oder später Gottes Verheißung Lügen strafen, Gott zum Lügner machen, laß dich von denen nicht einschüchtern, Sorge nicht um die Zukunft und stelle dir nicht alle möglichen Möglichkeiten vor die Seele, sondern sieh einzig und allein, schnurstracks, richte dein ganzes Herz auf die gegenwärtige Verheißung. Was Gott dir hier, jetzt im Wort zusagt, daß du selig werden sollst, das meint er auch ernstlich. Wenn Gott dir etwas sagt, so ist es ihm damit auch voller Ernst. Und Gott wird diese seine Meinung nimmer ändern. Luther: „Da hingegen dies unser Trost ist: daß, ob wir uns wohl ändern, wir zu dem unsere Zuflucht haben, der sich nicht ändert, sondern immer beständig bleibt. Denn also sagt er von sich selber im Propheten Maleachi am 3. Cap., V. 6.: ‚Ich bin der Herr, der nicht lügt.‘ Und St. Paulus sagt Röm. 11, 29.: ‚Gottes Gaben und Berufung mögen ihn nicht gereuen.‘“ Chemnitz: „So weiß ich auch hieraus, daß Gott sein Gemüth und Willen gegen mir nicht ändern wird; denn Paulus sagt Röm. 11: ‚Gottes Gaben und Berufung lassen sich nicht ändern.‘“ So sei also, mein Christ, dessen gewiß, dessen Gott dich hier, jetzt durch sein Wort gewiß macht, daß Gott dir gewißlich das ewige Leben geben wird, daß du gewißlich unter das Häuflein der Auserwählten gehörst. Das ist göttlicher Trost, der in der Anfechtung Stand hält. Solche Gewißheit, und das ist eben göttliche, von Gott durch das Wort gewirkte Gewißheit, solcher gewisser, freudiger, getroster Glaube ist dann auch der Sieg, der die Welt überwindet, ja, überwunden hat, der Sieg, der alle Feinde unserer Seligkeit, Teufel, Welt und Fleisch, überwindet. Was für ein jämmerlich Ding ist es hingegen, wenn man einen angefochtenen Christen nach Ohioschem Recept zu trösten und aufzurichten versucht und ihm etwa Folgendes vorstellt: Du zweifelst daran, daß du schließlich die Seligkeit erlangst. Du fragst: Ja, ich weiß nicht, ob ich auch im Glauben bleiben werde? Ja, das ist sehr löblich und nöthig, daß du so fragst. Denn nur wer bis ans Ende im Glauben bleibt, wird selig. Und ob du nun bis zuletzt im Glauben bleiben wirst, das wird erst die Zukunft lehren. Gib dir nur rechte Mühe, daß du im Glauben bleibst. Vielleicht gelingt es dir mit Gottes Gnade und Hülfe. Allerdings aber ist die Möglichkeit vorhanden, daß du vom Glauben abfällst und verloren gehst. Diese Möglichkeit muß dir unverrückt feste stehen. Doch eben auch das Andere ist möglich, daß du im Glauben beharrst und selig wirst. Du hast das Evangelium von Christo, welcher gewiß alle selig machen wird, die bis ans Ende im Glauben geblieben sind. Das glaubst du auch. Und Gottes Wort und dein gegenwärtiger Glaube geben dir die Beruhigung, daß du ein Auserwählter sein kannst, daß du möglicherweise zu denen gehörst, die schließlich selig werden. Du hast ja die Bedingung deiner Erwählung und Seligkeit wenigstens anfangsweise erfüllt. Damit gib dich also für jetzt zufrieden, daß du ein Auserwählter sein kannst, daß du möglicherweise, wenn du stirbst, selig wirst und in den Himmel eingehst. Nun, man mag solche Trostreden formuliren, wie man will, wenn

man in denselben irgendwie mit Möglichkeiten und Bedingungen operirt, so werden sie sich immer als ein Rohrstab erweisen, der in der Stunde der Anfechtung zusammenbricht, und den Christen nimmer Kraft geben zu dem allerdings nöthigen Kampf wider Teufel, Welt und das eigene Fleisch und Blut. Es ist das eben kein Trost Gottes. Es ist das alles nur leeres Gerede, eitel menschlicher Wahn. Ja, man kann auch durch Zusammenstellung von lauter Bibelsprüchen, durch verkehrte Verbindung von Sätzen, die einzeln für sich allein alle richtig sind, das wahrhaftige Gotteswort in lauter Lüge verkehren.

Man könnte meinen, daß Theologen, welche, wie es scheint, im Interesse der *gratia universalis* die Lehre von der Wahl der Gnade und den Trost der Gnadenwahl durch Einschlebung des *intuitu fidei* verkümmern und verkürzen oder vielmehr aufheben, nun wenigstens eben mit der *gratia universalis* vollen Ernst machen würden. Aber nein, unsere Gegner entleeren und entkräften mit ihren eingeschobenen Bedingungen auch die allgemeinen Gnadenverheißungen. Bedingte Heilsgewißheit ist im Grunde keine Gewißheit, sondern Ungewißheit. Unsere Gegner leugnen factisch, daß ein Mensch in diesem Leben seiner Erwählung und Seligkeit wirklich gewiß werden könne, und stimmen also mit dem 12. Canon des Tridentinum, wo es heißt: „*ex verbo Dei non posse sciri, quos Deus sibi elegerit, nisi praeter et extra verbum specialis revelatio accedat; neminem vere credentem ex verbo Dei certo posse statuere, se esse in numero praedestinatorum*“. Die Art und Weise, wie die Wortführer der Ohio-Synode von dem selig werden „können“, von der Möglichkeit des Abfalls und Verlorengehens reden, paßt in das System der modernen Theologie hinein, welche das ganze Erlösungswerk Christi und das Gnadenwerk des Heiligen Geistes auf die Ermöglichung der Rettung- und der Seligkeit reducirt. Denn das ist jetzt die gäng und gäbe Anschauung, daß Christus mit seinem Kreuzestod, mit seiner Erlösung die Vergebung der Sünden und die Seligkeit nur ermöglicht habe und die Vergebung der Sünden, die Rechtfertigung erst dann eintrete, zur Wirklichkeit werde, wenn der Mensch im Glauben Christum ergriffen habe; daß der Heilige Geist durch Mittheilung geistlicher Kräfte dem Menschen den Glauben nur ermögliche, und daß der Mensch dann, wenn er glaubt, diese Möglichkeit in Wirklichkeit umsetze. Man sieht, wie tief der Graben ist, der uns von den andern Kirchenkörpern dieses Landes trennt, die auch auf den Namen Luthers Anspruch machen.

G. St.

Die neuere Pentateuchkritik.

(Fortsetzung.)

III.

Berücksichtigung einiger Haupteinwürfe gegen die mosaische Abfassung des Pentateuchs.

4.

Im vorigen Abschnitt dieser Artikelreihe haben wir den Grund gesehen, den die neuere Pentateuchkritik aus dem Wechsel der Gottesnamen Elohim und Jehova oder Jahve gegen die Einheit und mosaische Verabfassung des Pentateuchs zu gewinnen meint. Hauptsächlich, aber doch nicht allein wegen dieses Wechsels will sie elohistische und jahvistische Abschnitte im Pentateuch scheiden und diese auf verschiedene Verfasser zurückführen. Auf ihre andern Gründe wollen wir jetzt noch etwas näher eingehen, und zwar zunächst darauf, daß diese Scheidung des Pentateuchs nach Quellschriften als richtig bestätigt werde durch mannigfache Verschiedenheiten der Sprache, des Stils und der religiösen Ideen und Anschauungen.

Schon 1852 sagte Franz Delitzsch in seinem Commentar: „Daß diese elohimischen Stücke . . . von einem andern Verfasser stammen als die jehovischen, scheint weiter daraus geschlossen werden zu müssen, daß den elohimischen Stücken gewisse Lieblingsausdrücke gemeinsam sind und daß sie dieselben Gegenstände zum Theil mit andern Namen nennen als die jehovischen.“ Als solche elohimischen Ausdrücke nennt er *רָכָשׁ*, „Besitz“, *אֶרֶץ כְּנָעַן*, „Land des Fremblingsaufenthalts“, *בְּעֵצִים הָיִים הָיָה*, „an eben demselbigen Tage“, *הָקִים בְּרִית*, „einen Bund aufrichten“, wofür der Jehovist *כָּרַת בְּרִית*, „einen Bund schneiden, schließen“, sage.¹⁾ In neuerer Zeit haben namentlich Strack und König diesem sprachlichen Moment viel Aufmerksamkeit gewidmet. Der erstere bietet einen neun Seiten umfassenden Abschnitt: „Sprachgebrauch der fünf Hauptquellen“ (EJDPH) als „Beiträge zu einem Wörterbuche zum Hexateuch“ dar, in dem er genau die in Betracht kommenden Wörter nach ihrem Vorkommen, häufigen Vorkommen oder Nichtvorkommen classificirt.²⁾ König aber bemerkt, nachdem er als „sprachliche Spuren von der Nichteinheitlichkeit des Pentateuchs“ primo loco „die Gottesnamen“ genannt hat, weiter: „Zu diesem schon für sich allein entscheidenden Wechsel der Gottesnamen gesellen sich als unterscheidende Merkmale der Abschnitte, die in Bezug auf vormosaische Zeiten den Namen Jahve gebrauchen oder vermeiden, noch andere sprachliche Erscheinungen hinzu.“ Und als Belege führt er außer den schon von Delitzsch

1) „Die Genesis“, S. 26.

2) „Einleitung in das Alte Testament.“ Vierte Auflage, S. 42 ff.

namhaft gemachten Beispielen unter andern noch an, daß die jehovistischen Abschnitte von den beiden hebräischen Ausdrücken für ich (אני und אני) „in hohem Grade das anokhi vor ani bevorzugen“; daß in den jehovistischen Abschnitten der Begriff „zeugen“ durch das Kal יָדַע ausgedrückt werde, in den elohistischen hingegen durch das Hiphil הִוִּיד ידע.¹⁾ Und diesen Aussprüchen könnten wir genug ähnliche Aussagen anderer höherer Kritiker an die Seite stellen. Ja, das sogenannte sprachliche Argument, die Meinung, aus Sprache und Stil auf den Verfasser oder Nichtverfasser eines Buches und Abschnittes schließen zu können, ist heutzutage so verbreitet in der Kritik der alt- und neutestamentlichen Bücher, wird als so selbstverständlich angesehen und ist doch so unzuverlässig und richtet solches Unheil an, daß es wohl der Mühe werth ist, diesen Punkt bei dieser Gelegenheit etwas genauer zu behandeln.

Zunächst ist nun freilich ohne Weiteres zuzugestehen, daß sich Sprachverschiedenheiten im Pentateuche finden, und daß auch die sogenannten elohistischen Abschnitte sich durch gewisse Spracheigenthümlichkeiten von den sogenannten jehovistischen unterscheiden. Wie dies aber auch bei andern ganz unbezweifelt von Einem Verfasser herrührenden Schriften vorkommt — und wir werden später Beispiele dafür bringen —, so ist es nun gerade beim Pentateuche nicht nur nicht verwunderlich, sondern läßt sich schon a priori erwarten. Denn weil die beiden Gottesnamen Elohim und Jahve, wie früher gezeigt worden ist, häufig beabsichtigter Weise eine verschiedene Beziehung Gottes zur Welt ausdrücken, so werden ganz natürlicher Weise nicht immer dieselben Anschauungen und Vorstellungen und, weil der Sprachgebrauch der Sache entspricht, auch nicht immer einerlei Worte in den beiderseitigen Abschnitten vorkommen. Wir eignen uns hierbei die Worte des vorsichtig und gründlich untersuchenden Reil an, des trefflichen Vertheidigers der Einheit und mosaischen Verabfassung des Pentateuchs, der zu diesem Punkte bemerkt: „Im Pentateuche ist Geschichte und Gesetzgebung vereinigt, entsprechend dem Wesen der göttlichen Offenbarung, die in geschichtlichen Thatfachen zeitlich erfolgt. Der Geschichtsinhalt besteht theils in einfachen annalistischen Erzählungen von Begebenheiten mit geschichtlichen Urkunden, Geschlechtsregistern, Stammlisten und dergleichen, theils in Mittheilungen von göttlichen Offenbarungen und Verheißungen oder historisch-prophetischen Berichten; in den legislativen Bestandtheilen lassen sich die allgemeinen sittlichen und rechtlichen Vorschriften und Gebote von den Bundes-satzungen und theokratischen Verordnungen unterscheiden, wozu noch verschiedene poetische Stücke (Lieder) kommen. Nach diesen verschiedenen, aber organisch mit einander verbundenen Bestandtheilen muß sich auch die Form der Darstellung und Sprache in Phraseologie und Wortvorrath mannigfaltig gestalten. In den geschichtlichen Partien werden Worte und Ausdrücke vor-

1) „Einleitung in das Alte Testament.“ S. 163. 168 ff.

kommen, die in den gesetzlichen ¹⁾ Abschnitten fehlen, und umgekehrt. Die prophetischen Stellen der Geschichte werden einen andern Charakter in Vorstellungen und Worten zeigen als die annalistischen Erzählungen und statutarischen Berichte; die religiös-ethischen Vorschriften der Gesetzgebung werden andere Worte und Ausdrücke bieten als die levitisch-theokratischen Sagen und Ordnungen.“ ²⁾ Diese richtigen Bemerkungen beziehen sich auf den ganzen Pentateuch und erklären auch schon im Allgemeinen, weshalb die Zahl der Vorstellungen, Begriffe und Worte, die den sogenannten elohistischen Abschnitten eigenthümlich sind, viel größer ist als die in den sogenannten jahvistischen Abschnitten sich findenden. Denn dem Elohisten wird ja nicht nur ein bedeutender Theil der Genesis, sondern fast die ganze in den drei mittleren Büchern des Pentateuchs sich findende Gesetzgebung zugeschrieben.

Wenn man dann aber auf die Methode achtet, die die Vertreter des Spracharguments in der Pentateuchkritik einschlagen, so erkennt man bald die Unzuverlässigkeit und Verkehrtheit des ganzen Verfahrens. Da werden zwei Abschnitte, die aus zwei verschiedenen Quellschriften stammen sollen, hergenommen, z. B. die beiden ersten Capitel der Genesis. Alle Verschiedenheiten zwischen beiden im Inhalt und Ausdruck werden sorgfältig notirt und classificirt. Dann wird die Vergleichung ausgedehnt auf die nächstfolgenden Abschnitte, und so allmählich immer weiter durch den ganzen Pentateuch hindurch; jeder Abschnitt wird der einen oder andern Quellschrift zugetheilt auf Grund der Wahrnehmungen, die man bisher gemacht hat und die natürlich mit dem Voranschreiten der Untersuchung sich beständig vermehren. Man achtet peinlich darauf, die einzelnen Abschnitte so zu vertheilen, daß alle Beziehungen des einen auf den andern innerhalb der Grenzen derselben Quelle fallen, und daß die dazwischenliegenden Passagen, die der andern Quelle zugeschrieben werden, nicht übersehen werden. Das scheint auf den ersten Blick eine ganz plausible Methode zu sein, und doch ist sie durchaus trügerisch, nichts anderes als ein *Zirkelbeweis*. Denn die Verschiedenheiten werden zuerst geschaffen und dann zur Grundlage des Beweises gemacht. Die vermeintlichen Quellschriften werden zuerst zurechtgemacht, so daß sie gewissen angenommenen charakteristischen Differenzen entsprechen, und dann wird diese Correspondenz als Beweis für die objective Wirklichkeit geltend gemacht. Alle größeren und kleineren Textabschnitte, in denen eine bestimmte Klasse angenommener Unterscheidungsmerkmale vorkommt, werden systematisch Einer Quellschrift zugetheilt, und die Textabschnitte, die eine andere Art von Unterscheidungsmerkmalen zeigen, werden ebenso regelmäßig einer andern Quellschrift zuerkannt; und wenn dann dieser Analyti-

1) Bei Reil steht hier wieder „geschichtlichen“, was aber ein offener Schreiber- oder Druckfehler für „gesetzlichen“ ist.

2) „Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Schriften des Alten Testaments.“ Dritte Auflage, S. 150 f.

rungs- und Scheidungsproceß zu Ende geführt ist, so finden sich alle Merkmale der einen Klasse in der Einen Quellschrift und alle Merkmale der andern Klasse in der andern Quellschrift, einfach deshalb, weil der Kritiker sie dahin gestellt hat. Die Quellschriften stimmen mit der Hypothese, weil sie durch die Hypothese geschaffen sind. Die Möglichkeit, daß ein und derselbe Verfasser beiderlei Worte und Ausdrücke in dem einen Gesamttext hat gebrauchen können und thatsächlich gebraucht hat, wird gar nicht in Betracht gezogen. Gegen dieses Verfahren hat sogar einer der Begründer der neuesten Pentateuchkritik, Graf, ganz richtig eingewandt: „Auf bloße Spracheigenthümlichkeiten, namentlich in Dingen, welche Rechtsverhältnisse betreffen, in denen der Ausdruck nicht willkürlich vom Schriftsteller gewählt wird, eine Zeitbestimmung zu gründen, ist mißlich, und indem man nach vielleicht unzureichenden Kriterien die Verwandtschaft gewisser Abschnitte annimmt, dann andere Abschnitte wegen einzelner gleicher Spracherscheinungen anreicht und aus diesen wieder weiter und weiter schließt, läuft man leicht Gefahr, sich in einem fehlerhaften Zirkel zu bewegen.“¹⁾

So kommt es denn auch ganz natürlich dahin, daß die Kritiker bald ihr eigenes Argument nicht mehr durchführen können, in Verlegenheit gerathen und in Widerspruch zu einander treten. Am leichtesten ist noch die Quellenanalyse am Anfang; denn je weniger Merkmale es gibt, desto leichter lassen sie sich classificiren und verwenden. Deshalb ist die Genesis von den Kritikern am consequentesten und übereinstimmendsten zerplückt worden. Je weiter sie aber vorschreiten, desto zahlreicher werden die Merkmale, desto schwieriger wird die Scheidung, desto weiter aus einander gehen die Kritiker und desto mehr greifen sie zu Gewaltthatigkeiten am Texte. Es gibt eben zu viele Abschnitte sowohl in den historischen Berichten als auch in den gesetzlichen Partien des Pentateuchs, welche die Merkmale der beiden angenommenen Haupturkunden in sich vereinigen und so der äußerlichen, mechanischen Scheidung widerstreben. Darum haben die Kritiker, wie wir schon in der historischen Uebersicht gezeigt haben, bald sich genöthigt gesehen, neben dem ersten oder ältesten Elohisten und dem Jahvisten noch einen zweiten oder jüngeren Elohisten anzunehmen, der die Eigenthümlichkeiten der beiden andern großen Unbekannten in sich vereinige; und weil auch diese Hypothese nicht ausreicht, so haben sie neuerdings entweder noch mehr Quellschriften erfunden, wie gleichfalls gezeigt worden ist, oder ihre Zuflucht zu dem Redactor und dessen Glossen, Textveränderungen, Auslassungen und Einschaltungen genommen, dessen Arbeit Wellhausen so beschreibt: „Die Thätigkeit des Redactors besteht vornehmlich in der geschickten Ineinanderschiebung der Quellen, wobei er ihren Inhalt möglichst unverkürzt, den Wortlaut und die Ordnung der Erzählung möglichst unverändert läßt. Aber nicht immer kann er so ohne eigene Eingriffe verfahren. Zuweilen macht er

1) „Die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments.“ S. 3.

Zusätze, etwa um einen Widerspruch zu beseitigen oder einen Spalt zu verdecken, z. B. Gen. 7, 6—9. Ein andermal nimmt er eine Verstärkung in der einen Quelle vor, um sie dem Zusammenhange der andern anzupassen, z. B. 7, 16 c. . . . Endlich — und das ist die Hauptsache — hat R auch allerlei Verkürzungen und Auslassungen vorgenommen.“¹⁾ Man könnte leicht eine Blumenlese von Aussprüchen höherer Kritiker zusammenstellen, die deutlich ihre Widersprüche unter einander und damit schon ihre Unfähigkeit, ihre Quellenhypothesen wirklich zu beweisen, darthun. Wir wollen nur ein paar Beispiele namhaft machen. Den Segen Jakobs, Gen. 49, hielten anerkannte Kritiker, wie De Wette, Gramberg, Bleek und Tuch, für elohistisch; aber ebenso anerkannte kritische Größen, wie Hupfeld, Knobel, Schrader und Nöldeke, für jahwistisch, mit Ausnahme der Verse 29—33. Strack erklärt ganz offen: „J und E sind sehr oft gar nicht oder doch nicht mit Sicherheit“ im Hexateuche „von einander zu unterscheiden“,²⁾ und Löhner gesteht zu, daß im Allgemeinen nach dem bisherigen literarkritischen Urtheil über die Bileamperikope „in Num. 22 J und E in fast unlöslicher Verschmelzung vorliegen“. ³⁾ In einer Recension der von Paterson besorgten Ausgabe des vierten Buches Moses in Haupts bekannter „Regenbogenbibel“ sagt Rothstein: „Ich kann nicht unterlassen zu erwähnen, daß mir die quellenkritische Beurtheilung mancher Stücke im Buche Numeri irrig zu sein scheint. So halte ich Num. 10, 33. nicht für rein jahwistisch, sondern für jehowistisch (JE). Auch in Num. 11 weiche ich ab; ebenso scheint mir c. 12 nicht einfach als elohistisch betrachtet werden zu dürfen, während meines Erachtens in c. 16 neben P nicht JE steht, sondern nur J. Auch 20, 14—21. kann ich nicht als jehowistisch bezeichnen; der Abschnitt dürfte elohistisch sein, und ebenso liegt, wie mir scheint, in c. 21 theilweise rein elohistischer Text vor.“⁴⁾ Driver sagt: „In the details of the analysis of JE, there is sometimes uncertainty, owing to the criteria being indecisive,“⁵⁾ und G. A. Smith bemerkt: „From the nature of the materials much uncertainty must, of course, prevail. . . . Here the work of the critic is necessarily extremely delicate, and the results are often uncertain.“⁶⁾ Und doch bezeichnen sie trotz so unsicheren Materials die Composition des Pentateuchs aus verschiedenen Quellschriften als feststehende Thatsache, ja, scheuen sich nicht, bisweilen trotz des Dissensus ihrer eigenen Fachgenossen, alles auf Eine Karte zu setzen und ganz siegesgewisse Behauptungen auszusprechen, wie z. B. Wellhausen einmal zu Gen. 36 bemerkt: „Ich scheue mich nicht, die Alternative auszusprechen: entweder ist die ganze

1) „Die Composition des Hexateuchs.“ Zweiter Druck, S. 4.

2) Einleitung, S. 41.

3) „Halte, was du hast“, 25, 398.

4) „Theologische Rundschau“ V, 451 f.

5) „An Introduction to the Literature of the Old Testament,“ sixth edition, p. 14.

6) „Modern Criticism and the Preaching of the Old Testament,“ p. 42.

Literarkritik der biblischen Geschichtsbücher bodenlos und nichtig" — was sie allerdings unserer festen Ueberzeugung nach ist — „oder Gen. 26, 34. ff. 28, 8. ff. stammt aus anderer Quelle als Gen. 36, 1—5. 9—19.“¹⁾ Daß dies nicht mehr besonnene Wissenschaft und Kritik ist, sondern „Astercriticismus“ und „trunkene Wissenschaft“, ist auch dem blödesten Auge klar, und es erfüllt sich mehr als einmal gerade bei den höheren Kritikern und Bibelzerstücklern der Jetztzeit das Wort: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren worden“, Röm. 1, 22. Der ebengenannte Altmeister der heutigen alttestamentlichen Radikalkritik bestätigt auch einmal ganz deutlich, was wir oben ausgeführt haben, daß die Kritiker nicht von Thatsachen ausgehen, sondern von vorgefaßten Meinungen und selbsterfundenen Ergebnissen, die sie dann als Beweise benutzen. Er sagt von Gen. 37—50: „Die Hauptquelle ist auch für diesen letzten Abschnitt der Genesis JE. Es ist zu vermuthen, daß dies Werk hier wie sonst aus J und E zusammengesetzt sei; unsere früheren Ergebnisse drängen auf diese Annahme und würden erschüttert werden, wäre sie nicht erweisbar. Ich halte also das Beginnen, ‚diese fließende Erzählung von Joseph nach Quellen zerstückeln zu wollen‘, nicht für verfehlt, sondern für so nothwendig, wie überhaupt die Decomposition der Genesis.“²⁾ Noch mag bemerkt werden, daß einige der allerneuesten Kritiker, so entschieden sie auch die Quellenanalyse vertreten, doch etwas vorsichtiger im Ausdruck und weniger siegesgewiß in ihren Resultaten geworden sind. So die schon genannten Löhrl und Rothstein und ebenso Gunkel in seinem früher charakterisirten Genesisscommentar, wo er in der Vorrede bemerkt: „Ferner bitte ich den Leser, die vielen ‚Vielleicht‘, ‚Wohl‘, ‚Kann‘, ‚Mag‘ 2c., die in der zweiten Auflage noch vermehrt worden sind, nicht zu übersehen. Ich habe mich bemüht, die verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit, Möglichkeit, Gewißheit der einzelnen Aufstellungen wohl zu unterscheiden. Besonders warne ich den Anfänger oder Laien, die Quellenscheidungen, die (nicht nur bei mir) vielfach hypothetisch sind und als solche auch von mir mehrfach ausdrücklich bezeichnet worden sind, nicht einfach als Resultate zu übernehmen.“³⁾

Aber ein solches Zugeständniß ist bei Weitem noch nicht genug. Es ist überhaupt sehr unsicher und gefährlich, aus der Sprache auf den Verfasser oder Nichtverfasser zu schließen, wegen Verschiedenheiten im Wortschatz, Sprachgebrauch, Stil und Ideenkreis eine Schrift verschiedenen Verfassern zuzuwiesen, aus dem Vorkommen von alterthümlichen oder späteren Worten ohne Weiteres einen Schluß auf das höhere oder geringere Alter einer Schrift zu machen. Soll diese Weise gelten und beweiskräftig sein, so wird man bald jede Schrift jedes Schriftstellers diesem absprechen können. Es ist eben

1) „Die Komposition“ 2c., S. 52.

2) „Die Komposition“ 2c., S. 54.

3) „Genesis überseht und erklärt.“ Zweite Auflage, S. VII.

einfach Thatfache, daß jeder Schreiber, der einigermaßen die Sprache beherrscht, im Ausdruck wechselt, nicht nur wenn er verschiedene Materien behandelt, sondern auch wenn er von demselben Gegenstand redet. Das ist eine Wahrnehmung, die sich so mannigfach belegen läßt, daß es wirklich unbegreiflich scheint, daß die modernen Bibelkritiker immer wieder auf dieses Sprach- und Stilargument ihre Theorien von den verschiedenen Quellen in den einzelnen biblischen Büchern bauen. Macht doch selbst einer der gelehrtesten und gerade in sprachlicher Hinsicht berühmtesten alttestamentlichen Kritiker, Dillmann, mitten in seiner Quellenanalyse von Lev. 26, 3. ff., nachdem er eine Reihe von sprachlichen Eigenthümlichkeiten besprochen hat, das Zugeständniß: „Nun wird sich zwar das meiste derartige theils aus dem dichterisch-rednerischen Stil, theils aus den neuen und eigenthümlichen Sachen und Gedanken, die auszudrücken waren, erklären, und dürfte dasselbe kaum hinreichen, um den Schluß auf einen ganz eigenthümlichen Verfasser, von dem wir sonst nichts haben (Ewald, Köldete), zu rechtfertigen.“ Er fährt freilich gleich fort: „Aber auffallend bleibt immer, daß manche dieser Ausdrücke überhaupt ziemlich jung erscheinen, sofern sie sonst erst vom 7. und 6. Jahrhundert an vorkommen“; ¹⁾ doch dies beweist noch lange nicht einen anderen, jüngeren Schreiber. Der gelehrte jetzige Bearbeiter des hebräischen Wörterbuchs von Gesenius, Buhl, macht einmal in einer andern Verbindung die Bemerkung, die sich mutatis mutandis auch hierher ziehen läßt: „Ueberhaupt zeigt das Alte Testament öfter, wie wenig eine vereinzelte, scheinbar alterthümliche Form beweist, da solche in den spätesten Zeiten austauschen können. So ist z. B. das Imperfect יִרְיֶה in abstracto ursprünglicher als יָרָה; aber es wäre doch eine zu geniale Kritik, wollte man deswegen das Buch Nehemias als älter betrachten als Gen. Cap. 49, weil wir dort 11, 17. יִרְיֶה und dagegen Gen. 49, 8. יָרָה treffen.“ ²⁾

Das oben Gesagte über die Unzuverlässigkeit, aus Sprache und Inhalt einer Schrift auf den Verfasser zu schließen, wollen wir an einigen Beispielen nachweisen. Wir könnten an Pauli Briefe erinnern, unter denen sich die sogenannten Pastoralbriefe sprachlich und stilistisch so sehr von allen andern unterscheiden und doch trotz aller Einreden der Kritik echt paulinisch sind. Wir könnten hervorheben, daß Luther zeitlich einander ganz naheliegende und doch grundverschiedene Schriften veröffentlicht hat. Wir könnten darauf hinweisen, daß der verdienstliche americanische Apologet Green argumenti causa die einheitlichen und ebenmäßigen Gleichnisse vom verlorenen Sohn und vom barmherzigen Samariter nach der Methode der Kritiker in zwei Quellenschriften, deren jede eine einigermaßen vollständige Erzählung bildet, zerlegt und damit diese Methode als eine ganz subjective an den Pranger

1) „Kurzgefaßtes exegetisches Handbuch zum Alten Testament. Die Bücher Exodus und Leviticus.“ Zweite Auflage, S. 619.

2) „Theologisches Literaturblatt“, 23, 205.

gestellt hat.¹⁾ Wir könnten wieder, wie schon früher in dieser Zeitschrift geschehen ist, auf die höchst gelungene Parodie der modernen Kritik aufmerksam machen, die in der Schrift Carl Hejsedamms: „Der Römerbrief beurtheilt und gewürtheilt“ enthalten ist. Gerade mit Bezug auf die heutige Pentateuchkritik, speciell der Quellenanalyse W. N. Harpers, wird in dem genannten Schriftchen der unbezweifelt echte und einheitliche Römerbrief vorgenommen und nach sprachlichen und inhaltlichen Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten ganz nach der oben geschilderten Methode als aus vier verschiedenen Quellschriften zusammengesetzt „erwiesen“. Dabei stellt sich heraus, daß die vermeintlichen verschiedenen Quellschriften des Pentateuchs einander sprachlich noch verwandter sind als die *argumenti causa* im Römerbrief angenommenen vier Quellschriften.²⁾ Aber wir wollen absichtlich nur einige Analoga aus der Prosaliteratur bringen, da auf diesem Gebiete die Kritik zu Zeiten ebenso unsinnig gewüthet hat wie jetzt auf biblischem Gebiete, jetzt aber vernünftiger geworden ist. Wer unter den Lesern dieser Zeitschrift denkt nicht bei diesem Punkte gleich an das, was er in seiner Gymnasialzeit gehört hat, an die Kritik der homerischen Gedichte, wie sie namentlich J. A. Wolf, der Vater der destructiven Literaturkritik auf profanem Gebiete, und dann Lachmann und Kirchhoff geübt haben, an die Lachmannsche Kritik des Nibelungenliedes, an die Shakespeare=Bacon=Controverse. Besonders lehrreich ist die Kritik und Unechtheitserklärung der catilinarischen Reden Ciceros, die doch jetzt wieder als unbezweifelt echt anerkannt werden. Man glaubt sich ins Lager der Pentateuchkritik versetzt, wenn man Madwigs Bericht darüber, auf den Professor West von Princeton seinen Kollegen Green aufmerksam gemacht hat, liest. Wir referiren darnach die Hauptmomente der Discussion. Sie begann mit J. A. Wolf, der im Allgemeinen mehrere Reden Ciceros bezweifelte. Ihm folgte 1802 Eichstädt in einer Recension der Schrift Wolfs, in der er wenigstens Eine der catilinarischen Reden in das Verdammungsurtheil einschloß. Schnell verwarf dann Wolf die dritte catilinarische Rede, ließ es jedoch später unbestimmt, welche Rede er meinte, so daß 1826 Clude erklärte, Wolf habe die zweite catilinarische Rede gemeint, die auch thatsächlich unecht sei. Aber schon 1827 bewies Benede aus einem Briefe Wolfs, daß dieser doch die dritte Rede gemeint habe. Inzwischen hatte auch die vierte Catilina=Rede das Mißfallen anderer Kritiker, namentlich Zimmermanns und Blochs, erregt, und so zog 1832 Ahrens auch diese Rede in das Verdammungsurtheil hinein und ebenso entschieden die dritte.

1) „The Higher Criticism of the Pentateuch,” pp. 118 ff.

2) Die Schrift ist gleichzeitig englisch erschienen unter dem Titel: „Romans Dissected.” By E. D. McRealsham. Hinter dem deutschen wie englischen Pseudonym, das ein Anagramm bildet, verbirgt sich der americanische Theologe Charles M. Mead. Vgl. die ausführliche Besprechung in „L. u. W.“, 38, 84.

1836 endlich entschied Drelli, daß alle drei Reden, die zweite, dritte und vierte, Fälschungen seien.

Aber dieser ganzen Kritik standen nun nicht nur Zeugnisse anderer Schriftsteller entgegen, sondern Ciceros eigene Erklärung, der im ersten Briefe des zweiten Buches seiner Briefe an Atticus sich auf seine gehaltenen Reden bezieht und ausdrücklich die vier catilinarischen Reden, eine nach der andern, als seine Reden aufzählt. Die Kritik mußte darum einen Gewaltstreich thun und that ihn auch. Drelli legte die kritische Sonde an, vollzog eine „Meisteroperation“, schnitt den ganzen Passus mitten aus dem Briefe Ciceros an Atticus heraus und erklärte ihn für eine Interpolation, so daß also kein Selbstzeugniß Ciceros mehr vorhanden war. (Genau so verfährt die höhere Kritik beim Pentateuche. Die Zeugnisse des Buches Josua für die mosaische Abfassung des Fünfbuches „gehören zur deuteronomischen Bearbeitung des Josuabuches“, ¹⁾ das Selbstzeugniß des Pentateuchs „ist mit Unrecht angerufen worden“, ¹⁾ und wenn man gegen die früher dargelegten religionsgeschichtlichen Aufstellungen Wellhausens 1 Kön. 8, 4. citirt als Beweis, daß die mosaische Stiftshütte nicht etwas vom Verfasser des Priestercodex Ersonnenes ist, sondern zu Salomos Zeit vorhanden und bekannt war, so wird decretirt: „Entweder steht die Notiz 1 Kön. 8, 4. im Zusammenhange der Erzählung des Buches, dann kann der מִקְדָּשׁ יְהוָה (Luther: „Hütte des Stifts“) nur das Zelt auf dem Sion sein — oder der מִקְדָּשׁ יְהוָה ist die mosaische Stiftshütte, die von Gibeon in den salomonischen Tempel übergeführt wurde: dann steht die Angabe außerhalb des Zusammenhangs und geht nicht von den Prämissen aus, die dieser an die Hand gibt, dann ist sie mit andern Worten von einem Späteren eingeschoben.“) ²⁾ — Drelli erfann auch noch die Hypothese, daß ein Betrüger erst drei Reden als Ciceros Producte auf den Markt brachte und dann, um sie als echt zu erweisen, in Ciceros Briefen das obenerwähnte Selbstzeugniß darüber einschwindelte. Und weil es doch höchst auffallend gewesen wäre, wenn dieses Einschiebsel in alle Abschriften der Briefe Ciceros hätte eingeschwärzt werden können, so entdeckte die scharfsinnige Litterarkritik durch Drelli auch den großen Unbekannten, der dies Kunststück fertig gebracht haben sollte, nämlich Marcus Tullius Tiro, Ciceros Freigelassener, dem dieser seine Briefe anvertraute, der sie auch nach dem Tode seines Wohlthäters herausgab und dessen Leben in zuverlässiger und liebevoller Weise beschrieb. Tiro hat den Betrug in bester Absicht vollbracht; er wollte seinen Wohlthäter ehren, der ja berühmter wurde, wenn er vier, anstatt nur Eine Rede gegen Catilina gehalten hätte. Und dieser Tiro, der nie ein Wort öffentlich geredet, noch weniger jemals auch nur eine kurze Rede geschrieben hat, sollte Jahrhunderte lang von den Tagen des Augustus an die Welt düpiert und seine Nachwerke als die Reden des größten

1) Straß, Einleitung, S. 24.

2) Wellhausen, „Prolegomena zur Geschichte Israels“. Dritte Ausgabe, S. 45.

römischen Redners ausgegeben haben, bis die höhere Cicero-Kritik den wahren Sachverhalt erkannte! (Ganz ähnlich verfährt die biblische Kritik beim Pentateuch. Denn der Elohist und Jahvist und der Redactor sind höchst bedeutende und gewandte Schriftsteller gewesen, und doch lauter unbekannte Größen, von denen sonst auch nicht einmal der Name, geschweige denn eine Zeile auf uns gekommen ist. In guter Absicht fabricirte um 622 Hilfia das Deuteronomium und gab es dann als das uralte Gesetzbuch des Herrn aus, um durch Josia eine Reformation ins Werk zu setzen, 2 Kön. 22, 8. ff.) — Dr. West fügt mit Recht hinzu: „Madvig's *reductio ad absurdum* is complete. . . . Happily the spirit which at present rules Latin studies is historical and inductive. The other reminds us of the old proverb about the Sabines — *Sabini quod volunt somniant.*“¹⁾

Gleichwohl ergeht es sogar modernen Literaturwerken nicht anders. Der neutestamentliche Exeget Heinrici theilt in einer Polemik gegen Holsten und dessen Kritik des 1. Corintherbrieves Folgendes über Göthes Faust mit: „Wie leicht man durch Unterstellungen eines als erforderlich erachteten Gedankenganges in die Irre geführt wird, zeigt in sehr lehrreicher Weise Scherers geistvolle Analyse des Faustprologs in den Göthestudien. Sie sollte den klassischen Philologen eine Warnungstafel wider vorschnelle Interpolationskritik aufrichten, indem sie nachwies, wie in einem Schriftstück, dessen Abfassung von Einem Verfasser außer Zweifel steht, tiefgehende stilistische Unterschiede und innere Widersprüche vorhanden sind. Scherer will sie aus verschiedener Zeit der Abfassung und aus späterer Zusammenarbeitung erklären“ (ganz wie die heutigen Pentateuchkritiker beim Fünfbuche Moses). „Und nun ist das älteste Manuscript des ‚Faust‘ von Erich Schmidt herausgegeben, welches beweist, daß es der ‚junge Göthe‘ war, welcher den Prolog wesentlich so, wie er vorliegt, aus Einem Gusse geschrieben hat; es ist derselbe ‚junge Göthe‘, der zugleich wie ein gärender Jüngling und wie ein illusionsfreier Greis das Wort nimmt.“²⁾ Und um ein Beispiel auch aus der americanischen Literatur zu bringen, erwähnen wir noch das Folgende. Dem Schriftsteller N. Hawthorne hat der Literat F. B. Sanborn sieben Erzählungen zugeschrieben, darunter „My Wife's Novel“ und „The Modern Job“, die in den Jahren 1832 und 1834 anonym im *Token* erschienen. Die erstere ist auch im 16. Bande der „autograph edition“ der Werke Hawthornes enthalten. Der americanische Literaturhistoriker Woodberry hat sie demgemäß auch in seinem vor nicht langer Zeit erschienenen „Life of Hawthorne“ diesem beigelegt. Dann aber theilte ihm Dr. W. Everett, der Sohn des bekannten Redners und Staatsmannes Edward Everett, mit, daß sein Vater die beiden genannten Erzählungen geschrieben

1) Green, „The Higher Criticism of the Pentateuch,“ p. 128 f.

2) Meyer-Heinrici, „Kritisch-exegetisches Handbuch über den ersten Brief an die Corinthier“. Siebente Auflage, S. IX f.

habe, und Woodberry gibt dies öffentlich bekannt als "a striking illustration of the danger of attributing authorship by internal evidence".¹⁾ Wenn nun die Literaturkritik, die aus sprachlichen, stilistischen und inhaltlichen Eigenthümlichkeiten auf den Verfasser oder auf die Quelle schließen will, bei neueren Literaturerzeugnissen so handgreiflich und gründlich zu Schanden wird, wie können, wie dürfen es ihre Anhänger auf biblischem Gebiet unternehmen und wagen zu bestimmen, daß der Jahrtausende in der Vergangenheit zurückliegende Pentateuch von verschiedenen Autoren stamme und welche Stücke von den einzelnen herrühren? Es ist ein unmögliches und darum thörichtes Unterfangen. Das hat man ihnen auch vor einigen Jahren in einer drastischen Weise vordemonstrirt. Unsere Zeitschrift theilte aus dem *Western Recorder* Folgendes mit: „Vor nicht langer Zeit kamen zwei berühmte Prediger überein, gemeinschaftlich einen Bericht über eine religiöse Versammlung zu verabfassen und denselben einer Anzahl höherer Kritiker zuzusenden mit der Bitte, denselben in die beiden Documente zu zerlegen und jedem der beiden Schreiber seinen Theil zuzuweisen. Alle fielen glänzend durch, und nicht zwei von ihnen stimmten überein. Und doch sind diese Männer, welche gänzlich außer Stande sind, einen Artikel in seine ursprünglichen Documente aufzulösen, der ausgesprochenemmaßen von zwei Männern geschrieben ist, und zwar in schlichtem Englisch, zu ihrer eigenen Zeit und in ihrem eigenen Lande — dennoch sind sie ganz gewiß, cock-sure, daß sie ein vor Tausenden von Jahren hebräisch geschriebenes Buch richtig so aufzulösen vermögen, daß jedem vermeintlichen Autor sein Antheil zugewiesen wird, ohne daß äußere Beweise für die Wahrheit der Autorschaft vorlägen! Ja, sie beanspruchen hierin eine so große Vollkommenheit, daß sie einen einzigen Satz unter drei Autoren vertheilen, und zwar mit völliger Zuversichtlichkeit.“ „Lehre und Wehre“ fügte dieser Mittheilung die Worte hinzu: „Das ist eine richtige demonstratio ad oculos von der Narrheit der höheren Bibeldkritik. Wäre den höheren Kritikern nicht aller sensus communis abhanden gekommen, so hätten sie die Bibel wenigstens so lange ruhen lassen, bis sie an passenden Versuchsobjecten die Zuverlässigkeit ihrer zweifelhaften Kunst demonstrirt hätten.“²⁾

Und noch eins sei bemerkt. Die höhere Kritik hat ihre Kunst ja freilich genugsam an profanen Versuchsobjecten probirt und ist oft genug zu Schanden geworden; aber nie hat sie es unsers Wissens bei Homer, Cicero, Göthe und andern so toll getrieben, wie die jetzige Kritikerkunst mit der Bibel. Und liegt uns bei profanen Literaturwerken schließlich nicht viel daran, wer ihr Verfasser gewesen ist und aus wie vielen Documenten sie zusammengesetzt sein sollen; werden wir sie mit ebensoviel Behagen nachher lesen wie vorher: so steht doch die Sache bei der heiligen Schrift ganz anders. Da kann es uns wahrlich nicht einerlei sein, wer ihr Urheber ist: ob Moses der Ver-

1) *The Nation*, 75, 283.

2) „*L. u. W.*“ 48, 91.

fasser des Pentateuchs ist, wie das Alte Testament einhellig sagt und Christus, der Mund der Wahrheit, und seine Apostel, die Zeugen der Wahrheit, klar bestätigen, oder ob der Pentateuch aus so und so vielen unbekannten jehovistischen, elohistischen und deuteronomistischen Quellschriften von so und so vielen unbekannten Redactoren gleichsam mit der Schere und dem Kleistertopf zusammengeflocht und gestoppelt und mit eigenen Zuthaten versehen worden ist. Die angenommenen literarkritischen Resultate ziehen, wie auf der Hand liegt, die schwerwiegendsten dogmatischen Resultate nach sich. Der ganze Grund und Boden des göttlichen Wortes, als der Quelle und Richtschnur des Glaubens und Lebens, wird uns durch diese Bibelkritik unter den Füßen weggezogen. Die ganze heutige Bibelkritik ist die Folge des allgemeinen und verhängnißvollen Abfalls von der Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift.

Nach diesem allen wird jeder Leser erkennen, wie unsicher und dem Irrthum unterworfen der ganze Beweis aus der Sprache, mit dem man die Quellscheidung stützen will, ist. Das bestätigt sich uns aber auch, wenn wir nun zum Schluß noch einige der oben angeführten Beispiele betrachten. König legt also großes Gewicht auf den Wechsel von יהוה und יהו und sagt, daß die jehovistischen Abschnitte „das anokhi in hohem Grade vor ani bevorzugen“, woraus sich ihm zugleich das größere Alter dieser Abschnitte ergibt. Ja, „in hohem Grade“, aber nicht ausschließlich. Denn König selbst muß registriren, daß in dem jehovistischen 15. Capitel der Genesis neben יהוה , V. 1. 2. und 14., doch V. 7. יהו steht, und daß in dem ebenfalls jehovistischen 18. Capitel יהוה nur einmal, hingegen יהו sogar zweimal steht u. s. w. Und doch soll dieser Sprachgebrauch ein zuverlässiges Kriterium der Quellscheidung sein! „Aber in den Nicht-J-Abschnitten steht יהוה “, ¹⁾ sagt König weiter. Doch auch hier muß er gleich hinzufügen: „mit einer Ausnahme“. ¹⁾ Denn mitten in dem elohistischen 23. Capitel der Genesis steht V. 4. יהוה . Da ist doch der Fach- und Gesinnungsgenosse Königs, Buhl, vorsichtiger, der über das Verhältniß zwischen den beiden Formen im Sprachgebrauch nur sagt: „In den späteren Schriften wird יהוה immer herrschender, während in den älteren beide Formen gebräuchlich sind, doch mit einem Uebergewicht des יהוה .“ ²⁾ Nicht anders steht es mit den obengenannten beiden Phrasen $\text{והיה$ und $\text{והיה$, von denen die erstere elohistisch, die zweite jehovistisch sein soll. Keil hat mit gutem Grunde dagegen geltend gemacht, daß dies eben verschiedene Ausdrücke sind, daß והיה wirklich und förmlich „einen Bund schließen“, während והיה genauer „einen Bund aufrichten, bundesmäßige Verpflichtungen ausführen“ heißt. ³⁾ Aber selbst

1) Einleitung, S. 168.

2) Gesenius' „Hebräisches und Aramäisches Handwörterbuch über das Alte Testament“. 13. Auflage, S. 59.

3) Einleitung, S. 153.

wenn die beiden Phrasen wirklich ganz dasselbe bezeichneten: kann denn nicht Ein Schreiber beide Ausdrücke gebraucht haben und der Wechsel ganz zufällig sein, gerade wie ein deutscher Schriftsteller in Einem Werke die drei Ausdrücke: „einen Bund machen, schließen, aufrichten“, gebrauchen könnte, ohne daß ein vernünftiger Mensch daraus drei verschiedene Verfasser construiren würde? — Kann man ferner einen Ausdruck wie בְּיוֹם הַהוּא („an eben demselbigen Tage“), der in den geschichtlichen Abschnitten der Genesis und des Exodus zusammen nur sechsmal, in den Festgesetzen des Leviticus nur fünfmal und im Buch Numeri gar nicht vorkommt, ein „Lieblingswort“ des Elohisten und den „unzertrennlichen Trabanten“ des Gottesnamens אלהים nennen und daraus die Quellentheorie erweisen? Und ebenso präfer steht die Sache, wenn man mit einzelnen Wörtern wie יָרֵשׁ , „Besitz“, und אֶרֶץ כְּנָעִי , „Land des Fremblingsaufenthalts“, als elohistischen Ausdrücken operiren will, um so mehr, da das Verbum גָּר , „als Fremdling wandern“, in beiden angenommenen Quellendocumenten sich ungefähr gleichmäßig wiederholt. Eine eingehende Erörterung des ganzen Sprachgebrauchs des Pentateuchs, auf die wir hier nicht eingehen können, würde a posteriori erweisen, was man schon vernünftiger Weise a priori annehmen muß: die Unzuverlässigkeit des ganzen Sprachbeweises. L. F.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schriftbeweis für die lutherische Lehre vom heiligen Abendmahl.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir die Worte Christi: $\tauοὐτό \epsilon\sigma\tau\iota \tauὸ σῶμά μου$ genauer betrachtet haben, sehen wir uns nun die Worte der Einsetzung, wie sie der Apostel 1 Cor. 11 uns berichtet, weiter an. St. Paulus fährt nach der Lesart des textus receptus fort: $\tauὸ ὑπὲρ ὑμῶν κλάμενον$, der für euch gebrochen wird. Der Bericht des Paulus weicht hier ziemlich von dem der Evangelisten ab. Matthäus und Marcus fügen den Worten: $\tauοὐτό \epsilon\sigma\tau\iota \tauὸ σῶμά μου$ weiter nichts hinzu, sondern gehen gleich nach diesen Worten dazu über, die Austheilung des Kelches zu berichten. Lucas dagegen setzt hinzu: $\tauὸ ὑπὲρ ὑμῶν διδόμενον$, „der für euch gegeben wird“. Auch steht die Lesart 1 Cor. 11, 24. nicht fest. Die besten Handschriften haben das Wort $\kappaλάμενον$ nicht, sondern lesen nur $\tauὸ σῶμα τὸ ὑπὲρ ὑμῶν$. Doch wenn wir die Lesart des textus receptus annehmen, was sollen diese Worte besagen? Was heißt, daß Christi Leib für uns, uns zu gute, uns zum Besten gebrochen wird? Die reformirten Ausleger und auch neuere fassen es so, daß Paulus hier aussage, daß Christi Leib am Kreuz für uns gebrochen sei. Der Herr habe mit diesem metaphorischen Ausdruck auf seinen

schmerzlichen und qualvollen Tod am Fluchholz hinweisen wollen. Doch dagegen spricht einmal dieses, daß das Wort *κλάω* im Neuen Testament nur von dem Brechen des Brodes gebraucht wird. Zum andern und vor allen Dingen spricht dagegen aber dieses, daß Joh. 19, 36. ausdrücklich uns versichert wird, daß des Herrn Leib am Kreuz nicht zerbrochen wurde und nicht zerbrochen werden sollte, damit er auch in dieser Hinsicht dem Vorbilde des Osterlammes im alten Testament gleich werde. Es ist auch nur eine dürftige Ausflucht, wenn v. Hofmann bemerkt, daß *κλάω* auch „vom unnatürlichen Biegen und Verrenken der Glieder gebraucht würde“. ¹⁾ Nein, im Abendmahl, nicht am Kreuz, wird Christi Leib für uns gebrochen. Bengel hat das Richtige getroffen, wenn er zu diesen Worten die Bemerkung macht, daß hier eine *locutio concisa* vorliege „hoc sensu: Quod pro vobis datur et vobis frangitur“. Im Abendmahl wird Christi Leib für uns gebrochen, das heißt, uns zu gut, uns zu Nutz ausgetheilt mit dem gebrochenen Brod. So eng und innig sind im Abendmahl das Brod und der Leib Christi auf sacramentliche Weise mit einander vereinigt, auf eine Weise, die wir nicht näher kennen und nicht weiter definiren können, daß, weil im Abendmahl das Brod gebrochen und ausgetheilt wird, auch von einem Brechen des Leibes Christi mit Recht geredet werden kann und auch wirklich geredet wird. So zeigt auch dieses Wort so recht deutlich die wesentliche Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl und die *unio sacramentalis* an. Auch unsere Alten legen dieses Wort *κλάμενον* so aus. So lesen wir z. B. bei Chemnitz: „Ich sehe nicht ein, wie man sagen kann, daß ‚brechen‘ an dieser Stelle für ‚getödtet werden‘ gesetzt werde, und daß es zu verstehen sei von den Qualen und Schmerzen, vom Leiden und Tode Christi, da die Schrift selbst dies ausdrücklich verneint. Es bleibt daher nur übrig, es von der Austheilung zu verstehen.“ ²⁾ Balduin ferner vergleicht diese Worte mit denen des Lucas und sagt: „Es ist hier kein Unterschied, denn er (der Leib) wird für uns gegeben im Tode und wird gebrochen oder unter uns ausgetheilt im heiligen Abendmahl.“ ³⁾ So schreibt endlich Luther: „Es ist mir kein Zweifel, daß der Text Pauli: ‚Das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird‘, sei schlecht zu verstehen von dem Brechen und Austheilen über Tisch, wie er auch sagt 1 Cor. 10, 16.: ‚Das Brod, das wir brechen, ist der ausgetheilte Leib Christi.‘“ (XX, 1061.) Auf die Worte des Lucas, die diesen Worten Pauli entsprechen: τὸ ὑπὲρ ὑμῶν διδόμενον werden wir übrigens noch besonders zurückkommen, wenn wir vom Zweck, Segen und Nutzen dieser Stiftung Christi zu reden haben.

1) „Die Heil. Schrift neuen Testaments“ II, 2. S. 248.

2) „Non video, quomodo dici possit, frangi hoc loco poni pro immolari et intelligendum esse de tormentis, cruciatibus, de passione et morte Christi, cum ipsa scriptura diserte hoc negat.“ (Fundamentum, p. 44.)

3) „Nulla hic diversitas, datur enim pro nobis in morte, frangitur seu distribuitur inter nos in sacra coena.“

In dem Bericht des Paulus heißt es nun weiter: *τοῦτο ποιεῖτε εἰς τὴν ἐμὴν ἀνάμνησιν*. Lucas hat hier genau dieselben Worte wie Paulus. Bei Matthäus und Marcus finden wir diesen Zusatz nicht. Der Herr sagt: *τοῦτο ποιεῖτε*. Er gibt seinen Jüngern einen Befehl. Sie sollen etwas thun, nämlich das thun, was sie ihn eben haben thun sehen. Sie sollen Brod nehmen, es segnen, brechen, austheilen, es hinnehmen und essen. Und wenn sie das thun, was der Herr gethan hat, so will der Herr auch immer wieder thun, was er hier gethan hat. Er will ihnen mit dem gesegneten Brod seinen Leib wahrhaftig zu essen geben. Mit diesen Worten hat der Herr sein Abendmahl eingesetzt für die Kirche aller Zeiten. Er hat uns dessen gewiß gemacht, daß das Abendmahl nicht etwa nur eine einmalige Handlung Christi war, wie z. B. die Fußwaschung, sondern daß wir Christen es fort und fort feiern, es so feiern sollen, wie der Herr es eingesetzt hat. Und zwar sollen wir es feiern, wie der Apostel etwas später in seinem Bericht hinzusetzt: *ἄχρις οὗ ἂν ἔλθῃ*, „bis daß er kommt“ (B. 26.), das heißt, wiederkommt am Ende der Tage zum letzten Gericht, solange die streitende Kirche hier auf Erden weilt. Auf diesen Worten unsers Heilandes ruht das Bekenntniß unsers Kleinen Katechismus: „Es ist der wahre Leib und Blut unsers Herrn Jesu Christi, unter dem Brod und Wein uns Christen zu essen und zu trinken von Christo selbst eingesetzt.“

Daß der Herr mit dem Abendmahl ein Sacrament gestiftet und eingesetzt hat, etwas, was nicht nur den Jüngern der damaligen Zeit vermeint war, sondern allen Jüngern Christi aller Zeiten gilt und von ihnen gebraucht und gefeiert werden soll, das hat in der christlichen Kirche auch kaum jemand bezweifelt, bis in der jüngsten Zeit auch dieses, die Einsetzung des Abendmahls als einer Stiftung Christi für die Kirche, in Deutschland geleugnet ist. Es sind hauptsächlich die Professoren Jülicher, Spitta und Grafe, die diese Behauptung aufgestellt haben, daß der Herr an jenem Abend vor seinem Leiden und Sterben nur ein Abschiedsmahl mit seinen Jüngern habe feiern wollen, um ihnen die Bedeutung seines Todes recht eindrucksvoll vor die Augen zu stellen, daß er aber damit keineswegs eine bleibende Stiftung für seine Kirche, für die Jünger späterer Zeiten, beabsichtigt habe. Zum Beweis für diese Behauptung beruft man sich vor allen Dingen auf die Verschiedenheit der Berichte. Matthäus und Marcus, so sagt man, geben uns den Vorgang bei der ersten Abendmahlsfeier am getreuesten wieder. Sie haben diese Worte: *τοῦτο ποιεῖτε κτλ.*, nicht. So habe auch Christus diese Worte niemals gesprochen. Sie seien in den Bericht des Paulus und des Lucas hineingekommen durch eine spätere Ueberlieferung der Kirche. Es sei fraglich, so hebt namentlich Spitta hervor, ob Paulus der Idee Jesu und der ursprünglichen Auffassung der Gemeinde vom Abendmahl gerecht werde. Es ist nicht nöthig, auf diese Sache hier weiter einzugehen. Die ganze Beweisführung zeigt, daß diesen Leuten die heilige Schrift nicht mehr das vom Heiligen Geiste eingegebene Wort Gottes ist, sondern ein menschliches

Machwerk voll Irrthümer und Fehler. Wir glauben und bekennen dagegen, daß jedes Wort der Schrift vom Heiligen Geist eingegeben und also wahres, untrügliches Gotteswort ist. Nicht so dürfen wir die verschiedenen Berichte von der Einsetzung des Abendmahles gebrauchen, daß wir sie mit einander in Widerspruch setzen, sondern so, daß sie sich gegenseitig ergänzen und erklären. Der Herr hat wirklich diese Worte gesprochen: *τοῦτο ποιεῖτε κτλ.*, wie Lucas und Paulus aus Eingebung des Heiligen Geistes uns berichten. Daß Matthäus und Marcus diese Worte in ihren Bericht nicht aufgenommen haben, kommt nicht daher, daß Christus sie nicht gesprochen hat, oder daß Matthäus und Marcus nichts davon wußten, daß Jesus sie gesprochen habe. Sie setzen einfach diese Thatfache, daß Christus sein Abendmahl allen seinen Christen eingesetzt und ihnen befohlen habe, es zu feiern, als allbekannt und allgemein anerkannt voraus.

Was der Herr gethan hat, sollen wir thun, und zwar, wie er hinzusetzt: *εἰς τὴν ἐμὴν ἀνάμνησιν*. Zu seinem Gedächtniß sollen wir es thun. Auch diese Worte haben die Reformirten und die ihnen Gleichgesinnten benutzt, um zu beweisen, daß im Abendmahl Christi Leib und Blut nicht wesentlich gegenwärtig sein könne. Der Herr befehle uns, daß wir sein Mahl feiern sollen zu seinem Gedächtniß, wir sollten dabei seiner gedenken, uns an ihn erinnern. Das Abendmahl solle ein Gedächtnißmahl sein. Gedenken aber und sich erinnern könne man sich nicht eines Anwesenden, sondern nur eines Abwesenden. Sollten wir also beim Abendmahl uns Christi erinnern, so könne sein Leib und Blut nicht wesentlich gegenwärtig sein.¹⁾ Diese Schlußfolgerung beruht auf einer falschen Auffassung der Worte Christi: *εἰς τὴν ἐμὴν ἀνάμνησιν*. Diese Worte wollen nicht besagen, daß wir Christen uns bei der Feier des Abendmahls an unsern Heiland erinnern sollen, sondern sie besagen, daß eben das Abendmahl selbst, da wir Christi Leib essen und sein Blut trinken, uns an den Herrn erinnert. Der Herr gibt uns in diesen Worten den Zweck an (*εἰς*), zu dem er das von uns gethan haben will, was er selbst gethan hat. Dazu sollen wir das Abendmahl feiern, bis der Herr kommt, daß diese Handlung, das Essen seines Leibes und das Trinken seines Blutes, uns so recht lebendig erinnere an ihn, unsern Heiland, an sein stellvertretendes Leiden und Sterben, daran, daß sein Leib für uns gegeben und sein Blut für uns vergossen sei zur Vergebung der Sünden. Gerade der Genuß des Leibes und Blutes Christi soll uns seinen Opfertod für unsere Sünden so recht lebendig vor die Augen stellen und uns eine stete Erinnerung an ihn sein. Mit Recht sagt daher v. Hofmann:²⁾ „Also hat Jesus jenes Essen und Trinken von Brod und Wein, welches, und zwar an sich, nicht bloß von wegen der Essenden und Trinkenden, ein Essen seines Leibes und

1) So heißt es z. B. in der neuesten Auflage des Meyerschen Commentars: „Zur Erinnerung an mich, setzt die künftige leibliche Abwesenheit voraus.“

2) „Die Heil. Schrift neuen Testaments“, II, 2. S. 253.

Trinken seines Blutes ist, allerdings als ein Gedächtnißmahl verordnet, welches ihn fort und fort als den im Gedächtnisse erhält, dessen Leib gebrochen, dessen Blut vergossen worden ist zur Vergebung der Sünden."

Wir kommen nun zum zweiten Theil der Einsetzungsworte. Paulus beginnt diesen Theil also: *ὡσαύτως καὶ τὸ ποτήριον μετὰ τὸ δεῖπνῆσαι*. Zu ergänzen ist hier ein *ἔλαβε*. Genau dieselben Worte hat Lucas. Matthäus und Marcus beginnen einfach so: *καὶ λαβὼν τὸ ποτήριον*. Dem Paulus und Lucas eigenthümlich ist es, daß sie die Worte hinzusetzen: *μετὰ τὸ δεῖπνῆσαι*, welche Luther übersetzt hat: „nach dem Abendmahl". Man hat aus diesen Worten vielfach schließen wollen, daß die Feier des ersten Abendmahls nicht eine zusammenhängende Handlung gewesen sei, besonders da Matthäus und Marcus ihren Abendmahlsbericht mit diesen Worten einleiten: *ἐσθιόντων αὐτῶν*, während sie aßen, beim Essen. Bei und während der Ostermahlzeit habe Jesus seinen Jüngern das Brod gereicht und später, nachdem jene Mahlzeit geschlossen war, den Kelch. Es würde uns hier zu weit abführen, uns auf die schwierige Frage einzulassen nach der genauen chronologischen Reihenfolge aller Ereignisse jenes letzten Abends, den der Herr in seiner Niedrigkeit auf Erden weilte. Doch wird es kaum angehen, eine längere Pause zwischen der Austheilung des Brodes und der des Kelches anzunehmen. Es ist das auch keineswegs nöthig. Die Worte *μετὰ τὸ δεῖπνῆσαι* sind wohl nicht allein auf die Kelchaustheilung, sondern auf die ganze Abendmahls-handlung zu beziehen. So hat es schon Luther gethan, der also schreibt: „Und sonderlich redet Lucas und Paulus solches bei dem Becher und nicht beim Brod; denn es fährlicher und nöthiger ist bei dem Becher, weil man zur Letze nicht pflegt zu essen, sondern zu trinken, auf daß es nicht der Letzetrunk würde verstanden, wiewohl es auf beides und aufs ganze Abendmahl geht, gleichwie auch das Stück droben vom Gedächtniß." (XX, 1052.) Und das steht auch nicht im Widerspruch, daß Matthäus und Marcus schreiben: *ἐσθιόντων αὐτῶν*, Lucas und Paulus dagegen *μετὰ τὸ δεῖπνῆσαι*. Matthäus und Marcus machen eben darauf aufmerksam, daß der Herr sein Abendmahl einsetzte, während er bei der Ostermahlzeit mit seinen Jüngern noch zu Tische saß, während Lucas und Paulus den Umstand hervorheben, daß doch die eigentliche Ostermahlzeit abgeschlossen war. Die Feier des Abendmahls war eine von der Ostermahlzeit verschiedene und abgegrenzte, in sich abgeschlossene Handlung, die sich aber eng und unmittelbar an die letzte Ostermahlzeit des Herrn angeschlossen.

Nach der Mahlzeit, so berichtet uns Paulus, nahm der Herr den Kelch, *τὸ ποτήριον*. Was in diesem Kelche war, das sagt uns direct keiner der Berichterstatter in den Einsetzungsworten selbst. Aber wir sind darüber keineswegs im Ungewissen. Es heißt nicht schlechtweg *ποτήριον*, sondern *τὸ ποτήριον*. Der bestimmte Artikel weist hin auf einen bestimmten Kelch. Den Kelch nahm der Herr, aus dem seine Jünger schon vorher bei der Mahlzeit getrunken hatten. Es war Sitte bei den Juden, daß bei der Ostermahlzeit

mehrmals der Becher im Kreise herumging. Und nun wissen wir auch, was die Juden bei dieser Mahlzeit tranken, was in dem Becher war, der im Kreise herumgereicht wurde, nämlich Wein, mit Wasser gemischt. Es war also Wein, den der HErr seinen Jüngern darreichte. Dazu kommt, daß der HErr entweder unmittelbar vor, oder unmittelbar nach der Einsetzung des Abendmahles — je nachdem wir den Bericht des Lucas, oder den des Matthäus und Marcus für den chronologisch geordneten halten — sagte: „Ich sage euch, ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstocks trinken, bis an den Tag, da ich's neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reich.“ (Matth. 26, 29.) Gewächs des Weinstocks (γέννημα τῆς ἀμπέλου), das Erzeugte, die Frucht des Weinstocks, und da es sich um Trinken handelt, Saft aus dieser Frucht, also Wein war nach Jesu eigenen Worten in dem Kelch, den der HErr seinen Jüngern zu trinken darreichte. Das ist das zweite irdische Element dieses Sacraments, das der HErr zum Träger des himmlischen Gnadengutes bestimmt hat, Gewächs des Weinstocks, Wein.

Der Apostel Paulus fährt in seinem Bericht fort: λέγων. Ebenso finden wir es bei Lucas. Beide geben nicht an, was der HErr mit dem Kelche that. Es ist das ja auch aus dem ersten Theil der Einsetzung leicht zu ergänzen. Matthäus und Marcus berichten hier ausführlicher. Sie setzen beide hinzu: εὐχαριστήσας ἔδωκεν αὐτοῖς. Der HErr verfuhr also mit dem Kelch ebenso wie mit dem Brod. Er segnete den Kelch durch ein Dankgebet zu Gott und reichte den also gesegneten Kelch seinen Jüngern zum Trinken dar.

Nicht stillschweigend reichte aber der HErr seinen Jüngern den Kelch dar, sondern sagte ihnen dabei klar und deutlich, wie beim Brod, was das sei, was er ihnen in dem Kelch mit dem Wein darreiche. Bei den Berichten über die Worte, mit denen Christus seinen Jüngern den Kelch zu trinken gab, findet sich die größte Verschiedenheit, die in den Einsetzungsworten vorkommt, zwischen Matthäus und Marcus einer- und Lucas und Paulus andererseits. Achten wir zuerst auf den Bericht des Matthäus und Marcus. Matthäus berichtet uns, daß der HErr gesagt habe: Πιετε ἐξ αὐτοῦ πάντες. Diese directe Aufforderung des HErrn zum Trinken aus dem Kelch hat kein anderer Berichterstatter, auch Marcus nicht. Dieser erzählt uns dafür die Thatsache: καὶ ἔπιον ἐξ αὐτοῦ πάντες. Im Vorbeigehen bemerken wir, daß diese Worte des Matthäus und Marcus das stärkste Argument sind gegen die schändliche Kelchentziehung von Seiten des Papstes.

Matthäus und Marcus berichten weiter, daß der HErr hinzugesetzt habe: τοῦτό ἐστι τὸ αἶμά μου τὸ τῆς καινῆς διαθήκης, τὸ περὶ πολλῶν ἐκχυνόμενον, und Matthäus allein setzt noch hinzu: εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν. Die ersten Worte: τοῦτό ἐστι τὸ αἶμά μου entsprechen in ihrer grammatischen Construction genau den Worten beim Brod: τοῦτό ἐστι τὸ σῶμά μου. Das unbestimmte Subject τοῦτο weist hin auf das, was der HErr in und mit dem Wein seinen Jüngern zu trinken gibt, läßt es aber noch unbestimmt, was

es sei. Die nähere Bestimmung ergibt das Prädicat. Das, was der HErr seinen Jüngern in dem Kelch gibt und darreicht, bedeutet nicht etwa nur, ist auch nicht nur symbolischer Weise, sondern ist wirklich und wahrhaftig sein Blut, nicht etwa im metaphorischen Sinne, sein bildliches, geistliches Blut, sondern sein natürliches Blut, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Laut seiner klaren, deutlichen Worte gibt uns also der HErr im Abendmahl nicht nur Wein, sondern zugleich mit dem Wein sein wahres, natürliches Blut zu trinken. Alle, welche am Abendmahl Theil nehmen, trinken mit dem Wein in demselben Act des Trinkens mit ihrem Munde auf wunderbare, übernatürliche Weise das Blut des HErrn. Auch hier stellt unsere Kirche nur das Daß fest auf Grund der Schrift und überläßt das Wie und das „Wie ist das möglich?“ getrost dem allmächtigen und wahrhaftigen HErrn, der dieses Sacrament gestiftet hat. Sie beugt auch hier demüthig ihre Vernunft unter den Gehorsam Christi.

Doch wir finden in dem Bericht des Matthäus und Marcus noch einen Zusatz, auf den wir achten müssen. Der HErr sagt nicht nur: τοῦτό ἐστι τὸ αἷμά μου, sondern er fügt hinzu: τὸ τῆς καινῆς διαθήκης. Mit diesen Worten unterscheidet der HErr sein Blut, welches er seinen Jüngern zu trinken gab und im Abendmahl fort und fort zu trinken gibt, von dem Blut des alten Testaments. Es gab auch ein Blut des alten Bundes. Es heißt (2 Mos. 24, 8.): „Da nahm Mose das Blut, und sprengte das Volk damit, und sprach: Sehet, das ist Blut des Bundes, den der HErr mit euch machte, über allen diesen Worten.“ So ist auch das erste Testament nicht ohne Blut gestiftet. (Hebr. 9, 18.) Das Blut des alten Bundes war das Blut der Thiere. Christus ist der Mittler eines neuen, besseren Bundes, des Gnadenbundes zwischen Gott und den Menschen. Und dieser Bund ist auch durch Blut gestiftet. Christus hat sein Blut vergossen zur Vergebung für viele, und durch sein Blut ist der Bund fest geworden. Christi Blut, das er am Kreuz vergossen hat für alle Menschen, ihre Sünden zu bezahlen, ist das Blut des neuen Bundes, des neuen Testaments. Dieses Blut, dadurch der neue Gnadenbund Gottes mit der Menschheit gestiftet und besiegelt ist, sein heiliges theures Gottesblut, gibt uns der HErr in seinem Sacrament zu trinken. Das Blut des Bundes gibt der HErr zu trinken. Diesen Bund aber hat Gott nicht nur mit den zwölf Aposteln geschlossen, sondern mit allen Christen. Und so liegt auch in diesen Worten, daß der HErr hier ein Sacrament gestiftet und eingesetzt hat, ein Sacrament, das nicht nur seinen ersten Jüngern, sondern allen Jüngern, allen Christen vermeint ist.

Noch auf ein Wort hätten wir hinzuweisen, welches sich allein bei Matthäus findet. Dieser schiebt nämlich in die Worte: τοῦτό ἐστι τὸ αἷμά μου noch ein γάρ ein. Er schreibt: τοῦτο γάρ ἐστι τὸ αἷμά μου. Mit dem γάρ begründet der HErr die vorhergehenden Worte, seinen Befehl nämlich, daß alle aus dem Kelche trinken sollen. Der HErr will sagen: Ich gebe euch hier nicht einen gewöhnlichen Trank, bloßen irdischen Wein, wie anderer

Wein auch ist, ich gebe euch mit dem Wein im Kelch mein Blut, das Blut des neuen Testaments, zu trinken; darum trinket alle daraus.

Wie schon bemerkt, geben der Apostel Paulus und Lucas die Worte des HErrn bei der Einsetzung des Kelches anders wieder. Paulus berichtet also, daß der HErr gesagt hat: τοῦτο τὸ ποτήριον ἡ καινὴ διαθήκη ἐστὶν ἐν τῷ ἔμφω αἵματι. Lucas hat dieselben Worte, nur daß er das ἐστὶν ausläßt und statt ἐν τῷ ἔμφω αἵματι sagt: ἐν τῷ αἵματι μου. Wie sind nun diese Worte zu verstehen? Das steht von vornherein jedem fest, der noch an die Göttlichkeit der heiligen Schrift glaubt, noch glaubt an das πᾶσα γραφὴ θεόπνευστος, daß diese Worte bei Paulus und Lucas keinen Sinn ergeben können, welcher im Widerspruch steht mit den Worten, die wir bei Matthäus und Marcus finden. Auch das steht nach einem allgemein anerkannten hermeneutischen Kanon fest, daß diese Worte bei Paulus und Lucas, als die schwierigeren, auszulegen sind nach den Worten bei Matthäus und Marcus, als den helleren und klareren. So bleibt das in Kraft, was Luther in seinem „Großen Bekenntniß vom Abendmahl“ sagt: „Wir lassen hie schwärmen und glosfieren, wie sie wollen; deß sind wir freilich gewiß, daß Lucas mit diesem Text: ‚Dieser Becher ist das neue Testament in meinem Blut‘ nichts anderes, sondern eben dasselbe sagen will, das St. Matthäus und Marcus mit diesem Text sagen: ‚Das ist mein Blut des neuen Testaments.‘ Denn sie müssen nicht wider einander, sondern mit einander Einer Meinung sein. Mache nun den Text Lucä, wie du willst, so muß das die Meinung sein, das Marcus und Matthäus sagen: ‚Das ist mein Blut des neuen Testaments.‘ Wenn wir nun Lucas’ Worte also fassen, daß sie uns geben im Abendmahl das Blut Christi zum neuen Testament, wie Marcus und Matthäus thun, so haben wir gewißlich seine rechte Meinung. Wer ihn aber anders faßt oder martert, der hat ihn nicht recht. Denn so würde er nicht mit den andern stimmen.“ (XX, 1052 f.)

Das ist also gewiß, daß diese beiden Aussagen sich nicht widersprechen und sich nicht widersprechen können. Eine andere Frage aber ist diese: Sind diese beiden Aussagen völlig identisch, so daß in beiden dasselbe Subject und dasselbe Prädicat sich findet, daß τοῦτο identisch wäre mit τοῦτο τὸ ποτήριον und ἡ καινὴ διαθήκη ἐν τῷ ἔμφω αἵματι mit τὸ αἷμά μου τὸ τῆς καινῆς διαθήκης? Da werden wir mit Balduin sagen müssen: „Daß diese beiden Aussagen sehr verschiedenartig sind. Denn in der ersteren enthält Subject und Prädicat das, was zum Wesen des Sacraments gehört. In der letzteren gehört nur das Subject zum Wesen des Sacraments, das Prädicat aber nicht gleicher Weise. Denn das neue Testament ist nicht ein wesentliches Stück, sondern Frucht des Sacraments des Abendmahls.“¹⁾

1) „Diversissimas esse duas illas propositiones. Nam in priore subjectum et praedicatum continent substantialia sacramenti; in posteriore subjectum tantum ad substantiam sacramenti pertinet, praedicatum non item, quia novum testamentum non est pars substantialis, sed fructus sacramenti eucharistici.“

Wollen wir den Sinn dieses Satzes verstehen, so müssen wir zunächst feststellen, wozu die Worte ἐν τῷ ἐμῷ αἵματι, oder, wie Lucas sagt: ἐν τῷ αἵματι μου gehören. Viele, besonders auch neuere Ausleger verbinden sie mit καὶνὴ διαθήκη. Der Sinn wäre dann dieser: Dieser Kelch ist das in meinem Blut vollzogene neue Testament, der durch mein Blutvergießen zu Stande gekommene neue Bund. Diese Auslegung ist sachlich nicht falsch, läßt sich aber grammatisch kaum halten. Auffallend, wenn auch vielleicht nicht ganz entscheidend (vgl. 1 Cor. 10, 18.) wäre dann das Fehlen des Artikels vor ἐν. Besonders aber spricht dagegen, daß der Apostel ἐστίν einschiebt zwischen ἡ καὶνὴ διαθήκη und ἐν τῷ ἐμῷ αἵματι. Das ἐν ἐμῷ αἵματι bezieht sich auf die ganze vorhergehende Aussage. Der Apostel will mit diesem Zusatz sagen, woher es komme, daß von dem Kelch mit Recht gesagt werde, daß er das neue Testament sei, nämlich wegen des, oder durch das Blut Christi. Weil der HErr uns in diesem Kelch des Abendmahls nicht nur Wein reicht, sondern sein Blut, das für uns vergossen ist zur Vergebung der Sünden, darum wird von diesem Kelch mit Recht ausgesagt, daß er das neue Testament ist. Dieser Kelch bedeutet also nicht etwa das neue Testament, oder ist eine Figur, ein Zeichen, ein Symbol des neuen Testaments, sondern ist wirklich das neue Testament, zwar nicht deswegen, weil wir hier Wein trinken, sondern weil der HErr in diesem Kelch mit dem Wein uns darreicht sein wahres Blut. So hat schon Luther diese Worte verstanden. Er sagt: „Lucas aber redet (wie er oft pflegt) hebräischer Weise; denn so redet die hebräische Sprache, Ps. 78, 64.: Ihre Priester fielen im Schwert, das ist, sie fielen durchs Schwert. Item: Die Fürsten sind in ihren Händen erhenket, Klagl. 5, 12., das ist, bei den Händen aufgehengt. Item (Klagl. 5, 4.): Wir trinken unser Wasser in Geld, das ist, um Geld. Item (5, 13.): Die Knaben fielen im Holz, das ist, sie fielen unter dem Holz, das sie tragen mußten. Item (Hos. 12, 13.): Jakob dienete in Rahel, das ist, um Rahel (1 Mos. 29, 20.), und desgleichen viel. Also siehst du, daß ‚in‘ auf Hebräisch eine weitläufige Deutung hat, doch also, daß es gleichwohl anzeige, das Ding müsse gegenwärtig da sein, davon es redet. Also hie auch will Lucas sagen: Dieser Becher ist das neue Testament im Blut Christi, das ist, durchs Blut oder mit dem Blut, oder ums Bluts willen 2c. Gleichwie Matthäus spricht: ‚Das ist mein Blut des neuen Testaments.‘ Denn der Becher kann ja nicht das neue Testament sein, im Silber oder durchs Silber, oder ums Silbers willen. Rede nun, wie dich's gelüftet, diese Worte: ‚Dieser Becher ist das neue Testament im Blut‘, so fern, daß du nicht wider Matthäum und Marcum redest. Denn einem stillen, unzänkischen Geist ist bald gesagt, daß die Worte Lucä auf Deutsch so viel wollen: Dieser Becher ist ein neu Testament nicht seines schönen Silbers, oder des Weins halben, sondern des Bluts halben, und von wegen oder um des Bluts Christi willen. Daß ein Deutscher möchte St. Lucä Text daheimen oder sonst bei sich also ausreden: Dieser Becher ist das neue Testament des Bluts Christi halben; welches jedermann

also versteht: Der Becher ist ein neu Testament, darum, daß Christi Blut darinnen ist.“ (XX, 1053 f.) Unter den neueren Exegeten legt v. Hofmann diese Stelle richtig aus: „*Ἐν τῷ ἐμῷ αἵματι* eine Näherbestimmung von *ἡ xavῇ διαθήκη* und also einen Bestandtheil dieses Prädicats sein zu lassen, geht deshalb nicht an, weil *ἡ xavῇ διαθήκη* ein an sich schon vollständiger Begriff ist, zu welchem solche Näherbestimmung nicht ohne Wiederholung des Artikels und nicht erst hinter *ἐστίν* hinzutreten könnte. Die Worte besagen also nicht, welches die Vermitteltheit der neuen Gottesordnung sei, sondern worin sich vermittele, daß dieser Kelch die neue Gottesordnung sei: vermöge des Blutes Jesu ist er es. Und da die Worte als Begleitung der Darreichung des Kelches gleich dieser selbst für das Trinken gemeint sind, zu welchem der Herr den Kelch darreicht, so ist die Meinung, daß die Empfänger, wenn sie den Kelch trinken, sein Blut und somit in eben diesem seinem Blute, dessen Trinken also das Trinken dieses Weines ist, die neue Gottesordnung trinken.“ („Die Heil. Schrift neuen Testaments“ II, 2. S. 249.)

Das ist also das Verständniß dieser Worte. Der Herr sagt: „Dieser Kelch“, nämlich der Kelch, den er eben ergriffen und gesegnet hatte. Diesen Kelch reicht der Herr seinen Jüngern zum Trinken dar, und so gilt sein Wort von dem Inhalt des Kelches, von dem Wein, den sie trinken. Dieser Kelch ist das neue Testament, und zwar vermittelt des Blutes Christi, weil in diesem Kelch nicht nur Wein, sondern das Blut Christi ist. Doch wie kann der Herr sagen, daß der Kelch um seines Blutes willen, weil sein Blut darinnen ist, das neue Testament sei? Balduin antwortet darauf also: „Wie durch die Vergießung des Blutes Christi am Kreuz der neue Bund mit Gott besiegelt und die Güter des Testaments erworben wurden, und wie vom Blut Christi, das auf dem Altar des Kreuzes vergossen ist, mit Recht gesagt wurde: Dieses Blut, am Kreuz vergossen, ist das neue Testament, weil durch dies Blut Gott mit uns versöhnt und die Vergebung der Sünden erworben wird, so wird auch recht von dem Blute, welches im Abendmahl ausgetheilt wird, gesagt: Dies Blut, oder dieser Kelch im Blut, oder wegen des Blutes, das ihm sacramentlicher Weise vereinigt ist, ist das neue Testament, weil vermittelt dieses ausgetheilten Blutes die Güter des neuen Testaments uns zugeeignet werden.“¹⁾

1) „Quemadmodum effusione sanguinis Christi in cruce sanciebatur novum foedus cum Deo et acquirebantur bona testamentaria, et quemadmodum de sanguine Christi in ara crucis effuso recte diceretur: hic sanguis in cruce effusus novum testamentum est, quia per hunc sanguinem Deus nobiscum reconciliatur et remissio peccatorum acquiritur: ita recte quoque dicitur de sanguine in coena hausto: hic sanguis seu poculum hoc in sanguine vel propter sanguinem sibi sacramentaliter unitum novum testamentum est, quia mediante hoc hausto beneficia novi testamenti nobis applicantur.“

Wie bestätigen also gerade auch diese Worte Pauli und Lucä die wahre Gegenwart des Blutes Christi im heiligen Abendmahl. Der Kelch, aus dem wir trinken, so versichert uns der wahrhaftige und allmächtige Herr, ist das neue Testament in seinem Blut. Wenn wir im Abendmahl aus dem Kelch trinken, so reicht uns der Herr dar sein neues Testament mit allen seinen Gaben und Gütern, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit, und zwar vermittelt seines Blutes, dadurch er diesen neuen Bund gestiftet hat. Weil wir, wenn wir aus dem Kelch trinken, nicht nur Wein, sondern eben Christi Blut trinken, so empfangen wir mit demselben alle Gaben und Güter des neuen Testaments. So eng und innig ist die sacramentliche Vereinigung des Weines mit dem Blute Christi, daß um dieser Vereinigung willen von dem Kelch gesagt wird, daß er das neue Testament sei. „Neue Testament“, so sagt Luther, „ist Verheißung, ja, vielmehr Schenkung der Gnaden und Vergebung der Sünden, das ist, das rechte Evangelium &c. Denn wiewohl der Becher ein leiblich Ding ist, dennoch, weil er ein sacramentlich Ding wird mit dem Blute Christi oder mit dem neuen Testament, so heißt es billig ein neu Testament oder das Blut, daß man darauf zeigen mag und sagen: Das ist ein neu Testament; das ist Christi Blut. . . Darum wer von diesem Becher trinkt, der trinkt wahrhaftig das rechte Blut Christi, und die Vergebung der Sünden oder den Geist Christi, welche in und mit dem Becher empfangen werden, und wird hier nicht eine ledige Figur oder Zeichen des neuen Testaments oder des Bluts Christi empfangen.“ (XX, 1059.)

Nicht Paulus, aber Lucas fügt noch die Worte hinzu: τὸ ὑπὲρ ὑμῶν ἐκχυνόμενον. Es ist auffallend, daß Lucas diese Worte nicht im Anschluß an τῷ αἵματι μου in den Dativ setzt und fortfährt: τῷ ὑπὲρ ὑμῶν ἐκχυνόμενον. Luther bezieht daher diese Worte auf τοῦτο τὸ ποτήριον. Er erklärt dann, man könne diese Worte entweder also verstehen: „Dieser Becher ist das neue Testament in meinem Blut, der für euch ausgegossen wird, das ist, der über Tische euch geschenkt und zu trinken vorgesetzt wird, wie man sonst Wein aus der Kanne schenkt für die Gäste.“ Er weist dabei darauf hin, daß ja auch Paulus sage, daß der Leib für uns gebrochen, das heißt, im Abendmahl uns ausgetheilt werde. Oder aber man könne diese Redeweise auch also verstehen: „Weil Becher und Blut, und neue Testament ein sacramentlich Wesen sind, wird um solcher Einigkeit willen der Becher vergossen, so doch allein das Blut vergossen wird, per synecdochen, wie wir oben gesagt haben, daß Gottes Sohn recht gesprochen wird, daß er sterbe, obwohl allein die Menschheit stirbt, und der Heilige Geist gesehen wird, obwohl allein die Taube gesehen wird, und der Engel wird gesehen, obwohl allein seine helle Gestalt gesehen wird &c.“ (Siehe XX, 1061 ff.) Auch Chemnitz bezieht diese Worte auf den Kelch und sagt: „Sensus erit, quod in poculo benedictionis exhibetur, quod ex illo poculo communicantes ore hauriunt, hic pro nobis effusum est in remissionem peccatorum.“ (Fundamentum, p. 43.) Doch ist es wohl einfacher, die Worte auf τῷ αἵματι

μου zu beziehen und eine enallage casuum anzunehmen. Wir finden eine solche Vertauschung des Casus auch sonst noch öfter im Neuen Testament, so z. B. Joh. 21, 12. Offenb. 8, 9. 2 Cor. 8, 23. So entsprechen die Worte denen des Matthäus und Marcus: τὸ περὶ πολλῶν ἐχχυνόμενον. Der Herr weist darauf hin, daß sein Blut für uns vergossen ist am Stamme des Kreuzes.

Der Apostel Paulus wiederholt nun noch den Befehl des Herrn, den er schon am Schluß des ersten Theiles der Einsetzungsworte mitgetheilt hat: „Solches thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß.“ Der Apostel setzt hier nur die Worte hinzu: ὁσάκις ἂν πίνετε. Das Object zu πίνετε fehlt. Es ist aus dem Vorhergehenden zu ergänzen, nämlich: τοῦτο τὸ ποτήριον. Diese Worte deuten darauf hin, daß wir Christen oft und fleißig das Abendmahl des Herrn feiern sollen zu seinem Gedächtniß. G. M.

(Fortsetzung folgt.)

Was lehrt Missouri von der Analogie des Glaubens nicht?

Wie die Lehren der Missouri-Synode, insonderheit von der Befehrung und Gnadenwahl, von den Gegnern greulich entstellt worden sind und immer noch entstellt werden, so geschieht das jetzt auch mit unserer Stellung im Kampf um die analogia fidei. In dem fleischlichen Eifer, Missouri in ein möglichst dunkles Licht zu stellen, malen die Gegner allerlei Caricaturen und verbreiten diese dann in der ganzen Christenheit als getreue Photographien der Synodalconferenz. So kommen wir immer wieder in die Lage, sagen zu müssen, nicht bloß was wir lehren, sondern auch was wir nicht lehren, und jeden, dem es um die Wahrheit zu thun ist, ernstlich davor zu warnen, sich die Darstellungen theologischer Caricaturisten als die wirkliche Lehre Missouris aufbinden zu lassen. Aus Döllinger, Zantzen und Denifle kann man Luther nicht kennen lernen. Und wer sich darüber informiren will, was Missouri wirklich lehrt, der schöpfe aus den Schriften Missouris. Wer aber durchaus betrogen sein will, der greife zu den Brillen und Vergrößerungsgläsern der Generalsynodisten, Councilniten, Ohioer und Iowaer.

In einem Bericht über die freie Conferenz in Detroit schreibt der *Lutheran Observer* vom 22. April über die Stellung der Missourier unter andern auch also: "More easily could their object have been attained, had not the one side been unwilling to yield an inch. But when it is insisted that doctrines could be formulated from isolated Bible passages without reference to any other supporting passages, or any other agreement of Bible teachings as a whole—that a *sui generis* kind of election must stand—that man has no liberty to choose in matters of salvation, doctrines which were foreign to the fathers and probably familiar to the (Erzväter) patriarchs only—it may be

readily perceived that the chances for union are very slim. This was publicly conceded." Nach dem *Observer* lehrt also Missouri, daß die christliche Lehre festgestellt werden müsse aus Sätzen, die aus dem Zusammenhang gerissen sind, "from isolated Bible passages". Im *Lutheran Observer* vom 10. Juni bekennt sich D. Neve zu der Verleumdung: nach Missouri müßten die einzelnen Worte einer Schriftstelle ausgelegt werden unabhängig von und losgelöst aus ihrem Zusammenhang. D. Neve schreibt: "Missouri retains unyieldingly the standpoint that every word of the Bible is inspired and given for a definite purpose by the Holy Ghost. Ohio and Iowa say the same; but Missouri expresses it differently. Here a few words of Dr. Nicum may be quoted, who, in the *Lutheran Herald* of April 23d, commences a series of articles on the Detroit Conference: 'The position of the theologians of the Synodical Conference . . . is based upon a rigid conception of verbal inspiration. Each word is inspired in the sense that it stands by itself and has to be explained by itself, without regard to immediate connection or relation to other passages of the Bible. At first sight this looks like a pious reverence towards Holy Writ; but in reality it is a dismemberment and tearing asunder of what God has joined together.' " Obgleich ferner D. Neve ganz gut weiß, oder doch ganz gut wissen könnte, daß Missouri nur das Eine verwirrt, daß man nämlich mit fälschlicher Berufung auf Joh. 3, 16. und den allgemeinen Gnadenwillen den klaren Sinn der Schriftstellen von der Wahl verändert und corrigirt, so stellt er doch im *Observer* vom 3. Juni die Sache so dar, als ob wir überhaupt bei der Betrachtung des Geheimnisses in der Wahl alle Bezugnahme auf Joh. 3, 16. und die allgemeine Gnade verwerfen. In derselben Nummer repetirt D. Neve die von den Ohioern so oft wiederholte Behauptung: nach missourischer Lehre von der Analogie des Glaubens könne man eine falsche Lehre nicht widerlegen durch den Nachweis, daß sie klaren Lehren der Schrift widerspreche. Die Missouriier könnten es z. B. nicht machen wie die Concordienformel, welche in ihrem ersten Artikel den Jansenismus widerlege durch den Hinweis auf die Lehren von der Schöpfung, Erlösung und Heiligung, welche das Menschenfündlein von der Substantialität der Erbsünde zerstöre. Auch D. Nicum betrachtet im „*Lutherischen Herald*“ vom 30. April die Aussage von „Lehre und Behre“, daß jede Schriftauslegung, die der Lehre von der Rechtfertigung widerspreche, falsch sei, als einen Widerspruch mit der missourischen Lehre von der analogia fidei.

In der Aprilnummer des *Columbus Theological Magazine* lesen wir: "Missouri teaches two seemingly *contradictorias voluntates in Deo*, the universal will of grace and the particular will of election. It maintains that there cannot be any analogy between the two. We must believe both, although we cannot harmonize them, but must confess that they seem to be in contradiction to each other. I must

believe that it is really God's earnest desire to save all men through faith in Christ who has wrought an atonement for all. And I must believe that God has elected only a few, according to a rule which is a mystery to us, that they should come to Christ and believe in Him to the end. The universal will of grace embraces all men, the particular grace of election, which is the cause of persevering faith and without which nobody can come to persevering faith and be saved, embraces only the elect. One excludes the other, but I must believe both. Pray, in which one should I put my trust and the hope of my salvation? In the universal grace, which embraces all, or in the particular, which embraces only the elect, and which alone can finally save? And if in the latter, how do I know whether the latter really includes me? If the Missourians follow their principle in regard to the analogy of faith, other errors will and must soon creep into their doctrines. Let me illustrate this principle and its results by referring to the doctrine of justification. St. Paul says: We are saved by faith, without works. St. James says: Ye see, then, how that by works a man is justified and not by faith only. Here are two seemingly contradictory statements. What must a Missourian do if he wishes to carry out his principle? He must say: 'In the first passage the Holy Spirit teaches justification by faith, in the second justification by works. I am not permitted to harmonize these two statements with my reason. Reason has no business to try it. Here is a mystery which I am unable to solve. I must believe both. Yea, I believe that I am justified by faith, and I believe that I am justified by my works.' Pray, wherein should I now place my trust and the hope of my salvation? In the grace of God and the merits of Christ, or in my own works? Or in both? Wherein shall I find comfort? Or take the doctrine of the Person of Christ. Scriptures declare: Christ is God. Christ Himself says: 'I and my Father are one,' and again: 'My Father is greater than I.' Here are two statements seemingly contradicting each other. It is not the business of human reason to try to harmonize them. I must submit to the Word of God. Here is a mystery which I cannot solve. I must believe both. Yea, I believe that Christ is God, the second person of the Trinity, one with the Father and equal with Him, and I believe that the Father, the first person of the Godhead, is greater than He. Or take the doctrine of Chiliasm. Scriptures teach: The Church is invisible according to its essence. It will be subject to sufferings to the end. Christ will appear on the day of judgment and deliver it. In Rev. 20 we find the statement that the saints lived and reigned with Christ a thousand years. The doctrine of the Chiliasts who maintain that, before the resurrection of

the dead and the final judgment takes place, Christ will come to earth and reign with the saints a thousand years, seems to be implied here. What must the Missourians do, according to their principle? They must say: 'Here are two statements which apparently contradict each other. Human reason has no right to try to harmonize them. Here is a mystery. We submit our reason to the Word of God and believe both truths. Yea, I believe that Christ will not return to earth until the day of judgment, and that until the day of judgment the Church will be subject to sufferings and persecutions on the part of the world. And I believe that Christ will return before the day of judgment, and that He will reign in glory with His Church one thousand years.' I could furnish other examples. I could show how the whole Christian faith is torn asunder, and a miserable chaos of contradicting doctrines if this Missouri principle was true and carried out logically to its full extent. The principle maintained by Missouri of to-day opens the doors to all false doctrines and errors. The harmony of divine truth is destroyed if this principle is correct." (S. 82 ff.)

Nach dieser ohioschen Darstellung lehrt Missouri: Die christlichen Lehren können sich widersprechen. Das sei auch wirklich der Fall bei den Lehren von der particulären Wahl zum Glauben und vom allgemeinen Gnadenwillen. Der Christ aber sei schuldig, Widersprüche zu glauben. Missouri verbiete in der Theologie jeden Gebrauch der Vernunft, nicht bloß den materialen, sondern auch den formalen. Missouri verbiete es nicht bloß, wenn man aus der Vernunft Gedanken in die Theologie einführe, oder mit Vernunftgedanken klare Schriftlehren umstoße, sondern nach Missouri sei es sogar verkehrt, wenn man, um Scheinwidersprüche zu heben, in der Schrift forsche, den Zusammenhang untersuche u. Nach Missouri müsse man überall, wo das irgend angehe, erklären: Das sind Widersprüche, und darin muß der Christ seinen Glauben bewähren, daß er Lehren annimmt, die sich gegenseitig aufheben. Nach der missourischen Lehre von der Analogie des Glaubens dürfe man z. B. nicht aus dem Context nachweisen, daß Jacobus unter dem Wort „rechtfertigen“ etwas ganz anderes verstehe als Paulus und daß darum von einem Widerspruch gar nicht die Rede sein könne. Nach Missouri müsse man vielmehr die betreffenden, sich scheinbar widersprechenden Sätze aus dem Zusammenhang reißen und erklären: Jacobus und Paulus widersprechen sich contradictorisch, aber der Christ muß eben Widersprüche glauben und sprechen: Hier stehe ich vor einem Mysterium, aber ich glaube beides: ich glaube, daß ich durch meine Werke vor Gott gerecht werde und daß ich durch meine Werke vor Gott nicht gerecht werde. Nach der missourischen Lehre von der analogia fidei dürfe man auch nicht aus der Schrift zeigen, in welcher Beziehung der Sohn dem Vater gleich sei und in welcher Beziehung er kleiner sei als der Vater, sondern man müsse ausrufen: Hier

liegen uns Sätze vor, die sich contradictorisch widersprechen, aber der Christ muß eben Widersprüche glauben. Ja, nach der missourischen Analogie des Glaubens sei man gezwungen zu erklären: Offenb. 20 scheint den Chiliasmus zu lehren; der Chiliasmus aber stimmt nicht mit der Schriftlehre von der Kirche; also liegt ein wirklicher Widerspruch vor, und der Christ muß sprechen: Ich glaube widersprechende Sätze; ich glaube, daß Christus vor dem jüngsten Gericht sichtbar kommen wird, und ich glaube, daß er vor dem jüngsten Gericht nicht sichtbar kommen wird. — Diese und ähnliche Fragen von der Lehre Missouris zeichnet nicht etwa ein cartoonist im „Puck“, sondern Rev. E. C. Hein im *Columbus Theological Magazine*.

In der Juninummer derselben Zeitschrift (S. 136) sagt D. Loy in einem längeren Artikel über „The Predestination Controversy“: „It has seemed as if Missouri had decided to forbid all thinking, and to denounce as Rationalism pure and simple every effort to understand the Bible and ascertain the revealed truths. To many the inference has not seemed uncharitable, that our opponents expect us to accept their decisions with the same credulity and the same finality as Romanists are expected to accept the decrees of the pope.“ Wenn D. Loy bei Sinnen ist, so weiß er so gut wie wir, daß Missouri das rechte Denken in der Theologie nicht verbietet, sondern gebietet; daß Missouri den formalen Gebrauch der Vernunft, nach welchem wir den Inhalt der Theologie allein aus der Schrift feststellen, nicht untersagt, sondern fordert, und daß Missouri nur den falschen Gebrauch der Vernunft in der Theologie verwirft, nach welchem der Theologe Sätze aufstellt, die nicht der Schrift entnommen sind, oder klare Lehren der Schrift zerstört und verwirft. Das alles weiß D. Loy so gut wie wir, und doch stellt er die Sache so dar, als ob Missouri dem Theologen alles Forschen in der Schrift und überhaupt alles Denken und ganz insonderheit das richtige Denken und logisch nothwendige Schließen verbiete und selbst die Denkgesetze in der Theologie nicht gelten lassen wolle, und daß Missouri den „unschuldigen“ Ohioern Rationalismus vorwerfe, nicht etwa, weil sie mit logisch falschen Schlüssen göttliche Wahrheiten umstoßen, sondern weil sie überhaupt denken, vor allem aber, weil sie richtig denken und aus gültigen Prämissen gültige Schlüsse ziehen. Nach D. Loy's Darstellung kann ein consequenter Missourier nicht einmal schließen: Gott hat alle Menschen geliebt; also auch mich. (S. 141.)¹⁾ Missouri verlange, daß man Widersprüche glaube. Und die Lehre Missouris versteht D. Loy auch so zu verdrehen, daß ein wirklicher Widerspruch herauskommt. Missouri lehre: „The Bible teaches a particular grace, by which the universal grace in Christ is limited to comparatively few persons as the elect of God, whom alone He purposes to save.“ (S. 140.) „There are

1) In den „Theologischen Zeitblättern“ vom Mai (S. 171) erklärt D. Stellhorn: Missouri wolle „nicht einmal ganz klar auf der Hand liegende Schlüsse gelten lassen“.

two distinct ways of salvation, one of which is the way of election, the other the way of universal grace." (S. 142.) Missouri behauptete: "In some unaccountable way all this wonderful plan of boundless grace [universal love, universal redemption, universal operation of the means of grace] has become limited and for the greater portion of the helpless souls for whose benefit it was formed has been invalidated and rendered nugatory by the same merciful God that formed it." (S. 141.) Missouri suchte zu beweisen: "The divine will to save all men and the divine will to save only a select and comparatively small number of men, cannot justly be said to be two contradictory wills." (S. 142.) Nach Missouri bestehe das Mysterium der Wahl darin: "How God could will the salvation of all, and still, when it comes to the test, will the salvation of only a few." (S. 149.) "What is the use" — so ruft D. Loy aus von der missourischen Lehre — "what is the use of conceding that there is a universal salvation when in the same breath it is alleged that God has decreed it to be particular (that He wills the salvation of only an elect number)? Consistent Calvinists decline to stultify themselves by advocating such contradictions."¹⁾ (S. 143.)

Auch die iowaschen Blätter fallen wieder in ihr altes Laster. Das „Kirchen-Blatt“ vom 25. Juni behauptet nicht bloß, daß Missouri Widersprüche lehre und verlange, daß man Widersprüche glaube, sondern construiert und entstellt auch die Lehre Missouris so, daß ein wirklicher Widerspruch herauskommt. Das „Kirchen-Blatt“ schreibt: „Wo liegt die Differenz? Der neue Redacteur des ‚Canada-Kirchenblattes‘ findet die Differenz zwischen der Synodalconferenz und ihren Gegnern darin, daß jene die beiden Schriftwahrheiten: ‚Der Mensch wird selig allein durch Gottes Gnade‘ und ‚der Mensch geht verloren allein durch seine Schuld‘ unvermittelt neben einander

1) Von der Stellung, welche die Missourier dem Glauben geben, schreibt D. Loy: "As they treat it, faith in Christ does not decide who shall be saved. . . . Not that they rule it out when the way of life is to be shown. But so far as appears from their statements it is only one of the stages in the path by which God is pleased to lead those whom He proposes to save. It thus has the same position in the way to heaven which is assigned to holiness or good works. Its efficacy in the eternal counsels of God as the exclusive means by which the merits of Christ are appropriated by the individual, so that only he that believeth shall be saved and without faith it is impossible to please God, is not recognized." So und ähnlich lügt D. Loy den Missouriern allerlei Irrlehren, Widersprüche und Unsinn auf den Leib. Daß er es in seinem Artikel wider Missouri mit der Wahrheit nicht allzu genau genommen hat, scheint D. Loy auch selber gefühlt zu haben. Er schreibt: "It would be a comfort to us to be accused by honest opponents that we have misunderstood their theory." (l. c., S. 147.)

stehen lassen, diese dagegen vermitteln wollen, wobei die heilige Schrift sie im Stich lasse. Soweit wir in Betracht kommen, liegt die Differenz nicht in diesem Punkte, sondern darin, daß die Synodalconferenz in der Lehre von der Gnadenwahl den allgemeinen Gnadenwillen und den Erwählungswillen Gottes auseinanderreißt und die beiden widersprechenden Aussagen von Gott macht: 1. ‚Gott will alle Menschen selig machen.‘ 2. ‚Gott will nicht alle Menschen selig machen, sondern nur wenige, nämlich die Ausgewählten.‘ Diese beiden Willen läßt die Theologie der Synodalconferenz nach einander gefaßt sein und setzt damit in Gott selbst widersprechende Willen. Wir verwerfen nach wie vor das Setzen von voluntates contradictoriae (widersprechende Willen) in Gott.“ Den Jowaern zufolge lehrt also Missouri: 1. Gott will alle Menschen selig machen und 2. Gott will nicht alle Menschen selig machen, sondern nur wenige. Da nun aber Missouri den zweiten von den obigen Sätzen nicht nur nicht lehrt, sondern als Calvinismus entschieden verdammt und bekämpft, so hat Jowa, statt Missouri einen contradictorischen Widerspruch nachzuweisen, eine besonders grobe Lüge und Verleumdung über Missouri ausgesprengt. Die „Kirchliche Zeitschrift“ der Jowaer insinuirt ebenfalls, daß Missouri in Gottes „Willen selbst einen Zwiespalt hineinträgt und denselben zugleich allgemein und nicht allgemein sein läßt“. (S. 137.) Auch in deutschländischen Blättern, z. B. im „Alten Glauben“ und in der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“, hat man ähnliche Gerüchte über Missouri verbreitet. Nach dem Bericht in der „A. E. L. K.“ protestirt Missouri gegen den Grundsatz, „daß die Auslegung einer Stelle falsch sei, wenn sie dem klar geoffenbarten Heilswege widerspreche“, oder daß „eine Exegese der Stellen, die von der Wahl und dem Vorfatze Gottes handeln, irrig sei, wenn sie gegen Joh. 3, 16.: ‚Also hat Gott die Welt geliebet‘ 2c. verstoße“. (S. 450.) Der „Alte Glaube“ vom 17. Juni stellt ebenfalls die Sache so dar, als ob Missouri lehre, daß es in den Lehren der Schrift Widersprüche geben könne, und daß man die dunklen Schriftstellen nicht auszulegen brauche nach den hellen, und urtheilt über die Stellung der Missourier: „Mit Recht wurde gesagt, daß die scheinbare Ehrfurcht [der Missourier] vor der heiligen Schrift in Wahrheit eine Zerstückelung und ein Auseinanderreißen dessen, was Gott zusammengefügt hat, bedeute.“

Was nun zuerst die Behauptung betrifft, Missouri lehre, man dürfe und müsse die Schriftstellen und die einzelnen Worte derselben aus dem Zusammenhang nehmen, um die Glaubenslehren zu gewinnen, so lehrt Missouri davon das gerade Gegentheil. Wir halten dafür, daß man in der Auslegung von Bibelstellen, auch der loci classici, kein Wort, keinen Satz und keinen Satztheil aus dem Zusammenhang reißen darf. Allerdings ist die Schrift inspirirt, und zwar wörtlich inspirirt. Aber um seine Gedanken den Menschen mitzutheilen, hat Gott nicht etwa eine neue Sprache mit neuen Gesetzen der Logik, Grammatik und Hermeneutik geschaffen. Gott hat sich der mensch-

lichen Denk-, Rede- und Schreibweise bedient. Die allgemeinen Gesetze des menschlichen Denkens, Redens, Schreibens und Auslegens gelten darum auch für die Bibel. Die Verbalinspiration ändert daran nichts. Sie hebt die Geltung der logischen, grammatischen und hermeneutischen Gesetze nicht auf. Sie verbürgt vielmehr die richtige Durchführung eben dieser Gesetze. Für die Auslegung der heiligen Schrift gilt darum auch das hermeneutische Gesetz: um den intendirten Sinn einer Schriftstelle zu gewinnen, muß der Text im Context betrachtet und verstanden werden. Es ist eine ebenso grobe als dumme Lüge, die offenbar weder D. Ricum, noch D. Neve, noch auch irgend ein Ohioer ernstlich glaubt, wenn Gegner behaupten: Missouri verlange, daß man aus isolirten Schriftstellen und aus dem Zusammenhang entrißenen Bibelworten die Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl feststellen müsse oder dürfe. Wäre das wirklich die Lehre der Missourier, was Neve und andere ihr andichten, so stünde damit unsere mehr als 50jährige Praxis im schroffsten Widerspruch. In allen Lehrkämpfen und insonderheit im Kampf um das sola gratia in der Bekehrung und Gnadenwahl hat Missouri den Sinn der einschlagenden Schriftstellen aus Text und Context dargelegt. Wir haben voll und ganz das Gesetz anerkannt, daß bei der Auslegung von Bibelstellen der Zusammenhang nicht ignorirt werden darf. Missouri hat für seine Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl wiederholt einen ausführlichen Schriftbeweis geliefert. Und noch ist niemand aufgestanden, der den Beweis erbracht hätte, daß Missouri seine Lehre dadurch gewinne, daß es die Worte und Sätze aus dem Zusammenhang reiße. Der Text der Schriftstellen von der Bekehrung und Gnadenwahl in ihrem Context sagt uns, was die Schrift lehrt von Bekehrung und Gnadenwahl. So steht Missouri. Und das ist ein Gedanke, der gerade auch in jüngster Zeit wieder energisch betont worden ist, nicht etwa von Ohio, sondern von Missouri. Ja, nicht Missouri, sondern Ohio maß sich das Recht an, die Wahrheit, welche Text und Context erzwingen, zu ignoriren und für falsch zu erklären, wovimmer es die „Harmonie“ erfordere. In der Auslegung der Schriftstellen von der Gnadenwahl ist nicht etwa Ohio, sondern Missouri zufrieden mit dem Ergebniß von Text und Context. Ohio greift zu willkürlichen Mitteln, um sich den Sinn vom Halse zu schaffen, den die Schriftstellen von der Wahl hermeneutisch erzwingen. Der Text im Context bestimmt den Sinn einer Stelle, — dieses Grundgesetz aller gesunden Auslegung treten die Ohioer mit Füßen. Sie beanspruchen das Recht, die Bibel auszulegen, wie man sonst kein ander Buch in der Welt auslegt. Sie verlangen, daß es ihnen gestattet werde, in die Schriftstellen von der Gnadenwahl anderswoher genommene Gedanken einzutragen, um den Sinn, welchen Text und Context fordern, in sein Gegentheil zu verkehren. Durch ihr unhermeneutisches Gesetz von der „Harmonie“ machen sie die Auslegung zur willkürlichen Einlegung. Nicht aus Text und Context, ja, im Grunde auch nicht, wie die Gegner vorgeben, aus den Stellen von der allgemeinen Gnade, sondern aus ihrem eigenen Gehirn und ihrer

Irrlehre vom menschlichen Verhalten bestimmen sie, was der Inhalt der Schriftstellen von der Gnadenwahl sein soll. So haben die Ohioer seit 25 Jahren practicirt. Aus ihren eigenen verkehrten Gedanken haben sie in die Stellen der Schrift, welche von der Befehrung handeln, das menschliche Verhalten oder das Unterlassen des muthwilligen Widerstrebens eingeschoben, und in die Schriftstellen von der Gnadenwahl das intuitu fidei. Ihre Praxis war je und je ein Hohn auf alle gesunde Hermeneutik. Und wenn die Ohioer jetzt lehren, daß in letzter Instanz nicht der Text im Context entscheidet, was die klaren Schriftstellen von der Gnadenwahl lehren, sondern die „Harmonie“, das „Schriftganze“, das Apostolische Bekenntniß, der lutherische Katechismus oder Joh. 3, 16. („on the brain“ haben die Ohioer bei allen diesen Worten ihre Lehre vom menschlichen Verhalten in der Befehrung), so haben sie damit nur ihre langjährige ungesunde Praxis theoretisirt und zum Gesetz und Dogma erhoben. Wie sie bisher ihre Praxis nicht eingerichtet haben nach der Schrift, so haben sie jetzt auch ihre Lehre von der analogia fidei nicht der Schrift und dem lutherischen Symbol entnommen, sondern gemodelt nach und abstrahirt aus ihrer falschen Praxis. Missouri sagt: Wer wissen will, was Eph. 1, Röm. 8 und Apost. 13 gelehrt wird von der Wahl, der muß diese Stellen aufschlagen und im Zusammenhang studiren. Ohio dagegen erklärt: Wer sicher wissen will, was diese genannten Stellen von der Wahl lehren, der muß Joh. 3, 16. und andere Stellen, die gar nicht von der Wahl, sondern von der allgemeinen Gnade handeln, aufschlagen und von hier aus Gedanken in die Stellen von der Gnadenwahl eintragen. Diese Weise aber, den Sinn der Stellen von der Gnadenwahl festzustellen aus Schriftstellen, welche von ganz andern Lehren handeln, ist unnatürlich und unvernünftig, ebenso unvernünftig, als wenn jemand dadurch, daß er sich einen Engländer oder Franzosen ansieht, bestimmen will, was eigentlich ein Deutscher ist. Daß eine Auslegung von Eph. 1, welche Joh. 3, 16. aufhebt, falsch ist, geht allerdings auch hervor aus Joh. 3, 16., und eine solche Auslegung kann auch mit Recht aus Joh. 3, 16. widerlegt werden, denn die Bibel widerspricht sich nicht und kann sich nicht widersprechen, weil sie das Wort des wahrhaftigen Gottes ist. Nie und nimmer aber kann aus Joh. 3, 16. und andern Stellen, welche gar nicht von der Gnadenwahl handeln, ermittelt werden, was Eph. 1 von der Gnadenwahl lehrt. Die Ohioer haben uns Schwärmerei vorgeworfen, aber das Bestreben, den Sinn einer Schriftstelle zu ermitteln durch Untersuchung des Textes in seinem Contexte, ist die einzig natur- und sachgemäße Methode aller gesunden Auslegung, die der heiligen sowohl wie der profanen Schriften. Wer dagegen Text und Context ignorirt und eine Auslegungsmethode anwendet, nach welcher fremde, text- und contextwidrige Gedanken anderswoher in die Auslegung eingeführt werden, der öffnet aller Willkür und Schwärmerei Thür und Thor. Die Ohioer verwechseln Auslegung und Einlegung, und dies war je und je ein Characteristicum der Schwärmer.

Was den zweiten Vorwurf betrifft: Missouri lehre, man dürfe dunkle und mehrdeutige Bibelstellen nicht nach der *analogia fidei* auslegen, — so lehren wir auch in diesem Stück das gerade Gegentheil von dem, was uns ungerechte Gegner aufbürden. In der Bibel gibt es dunkle Stellen, deren gewisser Sinn wir aus verschiedenen Gründen nicht feststellen können, und auch Stellen, die für sich genommen nach Text und Context zwei oder mehr Deutungen zulassen. Von diesen dunklen und mehrdeutigen Stellen nun behauptet Missouri ein Doppeltes: 1. daß sie keine Lehre begründen und in einem Lehrstreit darum auch nicht den Ausschlag geben können; 2. daß sie sämtlich nach der *analogia fidei* auszulegen sind. Dunkle und mehrdeutige Stellen, deren gewisser und bestimmter Sinn nicht aus Text und Context festgestellt werden kann, gehören nach Missouri nicht zu den eigentlichen *sedes doctrinae*. Eine Stelle, deren intendirter Sinn nicht mit Gewißheit ermittelt werden kann, vermag keine Lehre des Glaubens zu begründen, und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil aus derselben nicht klar und unwidersprechlich hervorgeht, was Gott uns in derselben lehren will. Nur solche Lehren erkennen wir als göttliche an, welche Text und Context der Schriftstellen erzwingen. Allen dunklen und zweideutigen Stellen ermangelt, sofern sie zweideutig sind, der *nervus probandi*. Nur vollkommen klare und nach Text und Context eindeutige Stellen können nach Missouri Lehren begründen. Es ist nicht genug, daß man, wenn es gilt, eine Lehre zu beweisen, den Nachweis liefert: Diese Stelle kann so ausgelegt werden. Man muß vielmehr beweisen: Text und Context erzwingen diese und nur diese Bedeutung und lassen keine andere Auslegung zu. Nur solche Stellen, welche einen durchaus bestimmten Sinn ergeben, sind nach Missouri *loci classici*, und nur das kann als göttliche Lehre gelten, was klar aus einer Stelle bewiesen werden kann. Sofern eine Stelle unklar und zweideutig bleibt, sofern kann sie auch in einer Lehrfrage keinen Ausschlag geben. Wir sagen mit Luther: „Das ist nicht genug, zu sagen, solcher Spruch möge ihren Verstand geben; sondern sie müssen beweisen, daß er solchen Verstand erzwingt und dringe. Man muß in diesen Sachen gewiß fahren, die das Gewissen betreffen, und nicht darauf stehen und sagen: Es mag also verstanden werden. Mögen und müssen ist nicht eins; du mußt beweisen, es müsse also und nicht anders verstanden werden. Solange du solch ‚müssen‘ nicht beweise, bringet dein Spruch und Verstand nichts.“ (Synodalbericht des Nördl. Distr. 1877, S. 52.) Hätten wir über die Gnadenwahl bloß dunkle und mehrdeutige Stellen, so könnten wir nicht mit Gewißheit feststellen, was Gott uns über die Gnadenwahl lehrt, und von einer christlichen Lehre von der Gnadenwahl dürfte dann gar nicht die Rede sein. Vermöchte daher Ohio den Beweis zu erbringen, daß die Stellen von der Wahl nach Text und Context sowohl missourisch als ohioisch gedeutet werden können und daß sie die Frage offen lassen, ob Gott erwählt habe zum Glauben oder in Ansehung des Glaubens, so wären wir Missourier die letzten,

welche mit Ohio über diese Frage streiten würden.¹⁾ Wir verlangen nicht Glauben von den Ohioern für irgend etwas, das nach Text und Context auch anders verstanden werden kann. Um unklare und zweideutige Stellen streiten wir mit niemand. Um die Behandlung zweideutiger und dunkler Stellen handelt es sich auch gar nicht in dem gegenwärtigen Streit um die Glaubensregel, sondern einzig und allein um klare Stellen, um die Stellen von der Gnadenwahl nämlich, die nach Text und Context einen ganz bestimmten Sinn ergeben und keine andere Auslegung zulassen. Wir verlangen gar nicht von unsern Gegnern, daß sie eine Auslegung annehmen, von der man nur sagen kann, daß sie möglich sei. Wohl aber verlangen wir, daß jeder Christ und auch jeder Ohioer jede Lehre annimmt, die ein klares Gotteswort für sich hat. Und wenn jetzt die Gegner die Sache so darstellen, als ob es sich in dem Streit zwischen Missouri und Ohio um dunkle und zweideutige Schriftstellen handle, und daß Missouri lehre, dunkle und mehrdeutige Stellen dürfe man nicht auslegen nach der Glaubensanalogie und daß Missouri von den Ohioern verlange, daß sie sich in der Auslegung dunkler Stellen zu der willkürlichen Meinung der Missourier bekennen, so ist das die reinste Sophisterei und grobe Verdrehung des *status controversiae*. Von allen dunklen und mehrdeutigen Stellen lehrt nämlich Missouri nicht bloß, daß sie keine Lehre begründen können, sondern auch, daß sie ausgelegt werden müssen nach der *analogia fidei*. Das heißt, in Stellen, deren gewisser Sinn aus Text und Context nicht ermittelt werden kann, darf man keinen Sinn legen, der über die klare Schrift hinausgeht oder gar einer Lehre der Schrift widerspricht. Und bei mehrdeutigen Stellen darf man ebenfalls von den möglichen Deu-

1) Die Thatsache, daß die Vertreter der Synodalconferenz in Milwaukee und Detroit darauf bestanden, daß zunächst nicht die Concordienformel, sondern die Schriftstellen von der Gnadenwahl Gegenstand der Besprechung bleiben, haben die gegnerischen Blätter durch die Bank dahin gedeutet und ausgebeutet: die Synodalconferenz fürchte sich vor der Concordienformel. Der „Alte Glaube“ vom 17. Juni schreibt: „Es ist deshalb auch sehr bezeichnend, daß die Missourier das kirchliche Bekenntniß immer mehr bei Seite setzen und sich ausschließlich auf die Schrift berufen. Dadurch verfallen sie einer Ungeschicklichkeit, die Gottes Leiten im Lauf der Kirchengeschichte verachtet, und treten dem andern Theile um so ferner.“ Auch das iowasche „Kirchen-Blatt“ deutet die genannte Thatsache in malum partem und beutet dieselbe wider Missouri aus. Aber auch diese Insinuation: Missouri fürchtet sich vor der Concordienformel, ist grundlos und ungerecht. Missouri ist jederzeit bereit, die Fragen, welche Ohio und die Synodalconferenz trennen, auch auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses auszusetzen. Die Vertreter der Synodalconferenz in Detroit sind nur bei dem Beschlusse (die Schriftstellen von der Gnadenwahl zu behandeln) geblieben, welcher in Watertown gefaßt wurde. Die Ohioer sind es, welche von einem Ast zum andern springen und nicht bei der Sache bleiben wollen. Und da Missouri bereit ist, Ohio die Palme zu reichen, sobald es den Nachweis geliefert hat, daß in den klaren Stellen von der Wahl die intuitu fidei-Auslegung richtig oder wenigstens möglich ist, so sollte Ohio sich freuen, daß ihnen von Missouri der Kampf so kurz und leicht und bequem gemacht wird.

tungen keine wählen, welche die Lehre einer klaren Schriftstelle aufhebt. Nicht die Willkür entscheidet in solchen Fällen die Wahl, sondern die Glaubensanalogie. Meint z. B. ein Prediger, eine dunkle Schriftstelle doch auslegen zu sollen, so muß er darauf achten, daß der Sinn, den er in die Stelle legt, weder gegen die klare Schrift angeht, noch über die klare Schrift hinausgeht. Findet er, daß der Sinn, den er mit einer dunklen Stelle verbindet, im Widerspruch steht mit einer klaren Schriftlehre, so hat er denselben als falsch zu verwerfen. Verbindet er mit einer dunklen Stelle einen Sinn, den er in andern klaren Stellen gefunden hat, so ist die Lehre recht und die Auslegung aus dogmatischen Gründen nicht verwerflich. Legt er aber die dunkle Stelle so aus, daß ein Sinn entsteht, der zwar nicht wider den Glauben streitet, wohl aber über das hinausgeht, was die Schrift klar und deutlich lehrt, so darf er die gewonnene Lehre nicht ausgeben für eine göttlich gewisse Lehre, sondern nur für das, was sie ist, für eine mehr oder weniger wahrscheinliche menschliche Meinung, die eben darum der göttlichen Gewißheit und Verbindlichkeit ermangelt, weil sie nicht mit klarer Schrift bewiesen werden kann. Dunkle Stellen sind auszulegen nach der Analogie des Glaubens. Dasselbe gilt von zwei- oder mehrdeutigen Stellen. Läßt eine Stelle nach Text und Context eine doppelte Deutung zu, so folgt nicht, daß der Theologe irgend eine der beiden möglichen Deutungen willkürlich wählen kann. Auch hier hat die Analogie des Glaubens ein Wort mitzureden. Sind beide Deutungen dem Glauben ähnlich, so steht allerdings die Wahl frei. Steht aber die eine im Widerspruch mit einer klaren Schriftlehre, so ist sie als falsch zu verwerfen. Will man also dunkle und mehrdeutige Stellen überhaupt auslegen, so muß das geschehen nach der Glaubensanalogie. So lehrt Missouri. Es ist eine Verleumdung und eine Verdrehung des Streitpunktes, wenn sich jetzt unsere Gegner in langen und breiten Ausführungen den Anschein geben, als ob sie dieses Stück der Wahrheit gegen Missouri verfechten müßten. Im gegenwärtigen Streit um die *analogia fidei* handelt es sich nur um die sonnenklaren Stellen der Schrift von der Gnadenwahl, die nach Text und Context einen ganz bestimmten Sinn erzwingen und keinen andern Sinn zulassen, und um die Frage: Sind diese klaren Stellen zu nehmen, wie sie lauten, oder darf man ihnen im Interesse vorgefaßter Meinungen oder der „Harmonie“ einen fremden, text- und contextwidrigen Sinn aufzwingen? Das ist der Streitpunkt zwischen Missouri und Ohio. Und da lehrt nun Missouri: Der Sinn, welchen Text und Context dieser Schriftstellen erzwingen, ist der vom Heiligen Geist intendirte Sinn und darf unter keinen Umständen gefälscht werden. Der Sinn, welchen der Text im Context fordert, ist nothwendig wahr und muß ohne Weiteres und ohne jegliche Einschränkung und Veränderung angenommen werden. Wer an diesem Sinn rüttelt und ihn umbiegt oder corrigirt, einerlei in welchem Interesse, der corrigirt den Heiligen Geist, der verwirft eine göttliche Wahrheit, der erklärt gerade das, was der Heilige Geist in solch einer Stelle lehrt und lehren will, für falsch und

macht Gott zu einem Lügner und sein Buch zu einem Lügenbuch. Wenn der Heilige Geist (wie das ja der Fall ist) Eph. 1 und Apost. 13 nach Text und Context eine Wahl zum Glauben lehrt, und wenn unsere Gegner (wie das ebenfalls Thatsache ist) sich über den Sinn, welchen Text und Context dieser Stellen erzwingen, hinwegsetzen und vermittelt ihrer „Harmonie“ aus der Wahl zum Glauben eine Wahl in Ansehung des Glaubens machen, so hält Missouri das für einen Frevel wider Gottes Wort. Nach Missouri ist das sachlich nichts anderes, als dem Heiligen Geist ins Gesicht sagen, daß gerade das, was er mit Bedacht lehre und lehren wolle, falsch sei. Missouri hält sich gebunden an den Sinn, welchen der Text im Context erzwingt. Ohio dagegen beansprucht für seine Theologen das Recht, den Sinn, welchen die klaren Stellen von der Gnadenwahl erzwingen, umzudeuten, wömmern die „Harmonie“ ihnen das zu erfordern scheint. Was heißt das aber anderes, als den Theologen die Entscheidung anheim geben darüber, ob der vom Heiligen Geist intendirte Sinn der Schriftstellen von der Wahl wahr sei oder falsch. Welches der bestimmte, nach Text und Context allein mögliche Sinn der Schriftstellen von der Gnadenwahl ist, hat Missouri wiederholt dargelegt. Statt nun ebenfalls aus Text und Context den Nachweis zu liefern, daß sich Missouri irre, oder doch, daß auch die ohioische Deutung nicht ausgeschlossen sei, setzt sich Ohio über Text und Context hinweg, beruft sich auf die fremde, außerbiblische Norm: Was wir nicht reimen und harmoniren können, das sind Widersprüche, welche beseitigt werden müssen, und verkehrt den Sinn der klaren Schriftworte in ihr gerades Gegentheil. Was heißt das anderes, als den Rationalismus proclamiren und die Lehre vom Schriftprincip und von der Irthumslosigkeit der Schrift abthun?

Eine offenbare Verleumdung ist es ferner, wenn unsere Gegner behaupten, daß nach der missourischen Lehre von der *analogia fidei* eine Irrlehre nicht widerlegt werden könne durch den Hinweis auf die klaren Lehren der Schrift, welche durch die Irrlehre zerstört und aufgehoben werden. Immer wieder weisen Ohioer und Iowaer hin auf den ersten Artikel der Concordienformel, in welchem der Flacianismus widerlegt wird durch den Nachweis, daß die Lehre von der Substantialität der Erbsünde die Schriftlehre von der Schöpfung, Erlösung und Heiligung zerstöre. Ein Dogma — so argumentire die Concordienformel —, welches die Fundamentalartikel von der Schöpfung, Erlösung und Heiligung, Artikel, für welche es zahllose klare Sprüche der Schrift gibt, aufhebt, könne unmöglich eine rechte Lehre sein. Nach der missourischen Anschauung von der *analogia fidei* könne man aber so nicht argumentiren. Wenn irgend jemand eine Irrlehre aus seinen Fingern sauge und etliche Bibelsprüche citire, so sei Missouri völlig hilflos.¹⁾

1) Auch D. Stelthorn verspottet in den „Theologischen Zeitblättern“ die missourische Lehre von der Analogie des Glaubens, nach welcher jeder Irrlehrer sich einseitig an irgend ein Wort der heiligen Schrift hängen und Irrlehren, welche mit den klaren Lehren der Schrift im Widerspruch stehen, vortragen könne mit der

Nach Missouri könne man keine falsche Lehre dadurch widerlegen, daß man hinweise auf die Analogie des Glaubens, oder was dasselbe ist, auf die klaren Lehren der Schrift, welche durch die Irrlehre aufgehoben werden. So und ähnlich fabeln und faseln unsere Gegner. Thatsache ist aber auch hier wieder, daß wir das gerade Gegenteil von dem lehren, was die Gegner uns andichten. Nach Missouri ist nämlich jede Lehre falsch, welche nicht nur Hauptlehren, sondern irgend eine klare Lehre der heiligen Schrift aufhebt. Missouri verwirft ohne Bedenken jede Auslegung, welche die Lehre von der Schöpfung, von der Erlösung, von der Heiligung, von der Rechtfertigung oder irgend eine andere Schriftlehre zerstört. Und Missouri widerlegt auch die Irrlehren nicht bloß so, daß es die Schriftstellen anführt, welche direct das Gegenteil von dem, was die Irrlehrer vertreten, darthun, sondern auch durch den Nachweis, daß die Irrlehre wider andere klare Lehren der Schrift verstößt. Gerade auch im Kampfe wider Ohio und Iowa haben wir uns dieser Argumentationsweise bedient. Wir haben nicht bloß dargethan, daß die heilige Schrift in klaren Stellen das directe Gegenteil von dem lehrt, was Ohio von der Befehrung und Gnadenwahl vorträgt, sondern wir haben auch hingewiesen auf andere Lehren der Schrift, welche durch die ohioische Stellung folgerichtig zerstört werden. Das intuitu fidei der Ohio-Synode haben wir verworfen, gerade auch deshalb, weil es consequenter die klare Lehre der Schrift von der Befehrung aufhebt. Und die Lehre der Ohioer vom menschlichen Verhalten in der Befehrung verwerfen wir ebenfalls gerade auch deshalb, weil sie der Lehre von der sola gratia in der Rechtfertigung widerspricht. Ja, auch wir Missourier bedienen uns bei der Widerlegung der Irrlehrer des Hinweises auf die klaren Schriftlehren und Schriftstellen, welchen die Irrlehre widerspricht. Und wir sind nicht gesonnen, uns diese Argumentationsweise nehmen zu lassen. Was wir aber selber thun und für uns selber in Anspruch nehmen, das verbieten wir auch den Ohioern nicht. Wenn Ohio uns den Nachweis liefert, daß irgend eine Lehre, die wir führen (unsere Lehre von der Befehrung und Gnadenwahl nicht ausgenommen), irgend eine klare Schriftlehre wirklich zerstört, so werden wir dieselbe fallen lassen. Wer uns beweist, daß unsere Lehre von der Befehrung und Gnadenwahl mit Joh. 3, 16. im wirklichen Widerspruch steht, und daß sie die klare Lehre der Schrift von der allgemeinen Gnade wirklich aufhebt, dem werden

Erklärung: man müsse eben beides unvermittelt neben einander stehen lassen und beides glauben. (1904, S. 6.) „Nach der neumissourischen Auffassung“ — schreibt Stelhorn S. 81 derselben Zeitschrift — „könnte ein grober Chiliasm ganz ruhig zugeben, seine Auslegung der betreffenden Schriftstellen stehe allerdings anscheinend im Widerspruch mit klaren Schriftausagen über die Natur des Reiches Christi auf Erden und über die Auferstehung der Todten am jüngsten Tage; aber das schade nichts: man müsse eben beides glauben und dürfe auf keinen Fall seine Ansicht vom tausendjährigen Reich deshalb für irrig halten und verwerfen, weil sie mit jenen klaren Schriftlehren, soweit wir sehen können, nicht harmonire.“

wir ohne Weiteres zufallen. Die Argumentationsweise der Concordienformel, nach welcher man alle *dogmata contraria*, alle Lehren, die einer Schriftlehre wirklich widersprechen, ohne alle Gnade verwerfen muß, verbieten wir den Ohioern nicht. Zu Röm. 12, 7. bemerkt das *Columbus Theological Magazine*: "St. Paul wants to say: If you think that you are moved by the Spirit, and have a message to deliver, examine it carefully before you utter it. See if it is *κατὰ τὴν ἀναλογίαν τῆς πίστεως*. If it is not, it cannot be the Spirit of God who moves you. It must be the imaginations and fancies of your own heart, or perhaps even the whisperings of the Evil One. Your message cannot be a divine message if it is not *κατὰ τὴν ἀναλογίαν τῆς πίστεως*, but in contradiction to it, as God cannot contradict Himself. Do not utter it lest you are a false teacher and a false prophet, and violate the faith. But prophecy only when your prophecy is *κατὰ τὴν ἀναλογίαν τῆς πίστεως*. This is our exegesis of Rom. 12, 7." Gegen diese Ausführung haben auch wir aus dogmatischen Gründen nichts einzuwenden. Wir glauben auch, daß jede Weissagung und jede Schriftauslegung und jede Anwendung einer Schriftlehre und jede Schlußfolgerung aus derselben, welche in conträrem oder contradictorischem Gegensatz zur Lehre von der Rechtfertigung oder irgend einer andern klaren Schriftlehre steht, falsch ist. Wenn Ohio nicht über diese Position hinausginge, so bestände kein Gegensatz zwischen uns und den Ohioern. Damit freilich geben wir uns nicht zufrieden, daß die Ohioer uns den Nachweis liefern, daß die schriftgemäße Lehre von der Befehrung und Gnadenwahl den ohioischen Irrlehren vom menschlichen Verhalten und vom intuitus fidei widerspricht. Diesen Beweis können allerdings die Ohioer führen und den haben sie auch geliefert. Aber aus diesem Widerspruch folgern wir nicht mit Ohio, daß die Schriftlehre falsch ist, sondern daß die menschlichen Theorien der Ohioer falsch sind. Es ist die reinste Flunkerei, wenn unsere Gegner die Sache so darstellen, als ob Missouri das Recht fordere, Lehren führen zu können, die dem lutherischen Katechismus, den lutherischen Symbolen, der Lehre von der Rechtfertigung, von der allgemeinen Gnade, oder irgend einer andern klaren Schriftlehre widersprechen. Wir bekennen uns von Herzen zu der Argumentationsweise der Concordienformel in ihrem ersten, wie in allen ihren Artikeln. Genau so, wie die Concordienformel argumentirt, haben wir je und je argumentirt und so verfahren wir heute noch. Wir lehren mit der Concordienformel: Der Flacianismus und jede Lehre, gegen welche „die fürnehmsten Artikel unsers christlichen Glaubens stark und gewaltig zeugen“, muß fallen, „mit allem, so ihr anhanget und daraus folget“. (Müller, S. 584, § 48.) Wir bekennen uns ex animo zur Concordienformel, wenn sie einerseits erklärt, daß alle Streitfragen in der Kirche beurtheilt und entschieden werden müssen „nach Anleitung Gottes Worts“, „secundum verbi Dei praescriptum“, „ad normam et analogiam verbi Dei“ und daß wir unser Glauben und

Lehren zu richten haben „juxta verbi Dei analogiam“. (S. 611, § 8.) Wir glauben mit der Concordienformel, „daß Gottes Wort nicht falsch ist oder lüge“ (S. 667, § 96), und daß der, welcher ein klares Gotteswort für sich hat, steht auf dem „einigen, festen, unbeweglichen und unzweifelhaften Fels der Wahrheit“ (S. 655, § 42), und daß ein solches Gotteswort „stark und fest genug“ ist, alle „Gegenwürfe und Einreden, wie annehmlich und scheinlich sie der Vernunft immer sein mögen, umzustößen und zu widerlegen“, „darauf sich auch ein christlich Herz sicher und fest lehnen und verlassen kann“. (S. 670, § 106.) Wir glauben mit der Concordienformel, „daß wir uns durch keine menschliche kluge Gedanken, was für ein Schein und Ansehen sie immermehr haben mögen, nicht wollen, können noch sollen abführen lassen von dem einfältigen, deutlichen und klaren Verstand des Worts und Testaments Christi“ [und jedes klaren Schriftwortes] „auf fremde Meinung, anders denn wie sie lauten, sondern gehörtermäßen einfältig verstehen und glauben“. (S. 667, § 92.) Wir bekennen uns aber auch zur Concordienformel, wenn sie andererseits erklärt, daß alle Lehren zu verwerfen sind, die der Schrift und den rechtgläubigen, der Schrift entnommenen Symbolen der alten und der lutherischen Kirche „**zuwider** in die Kirche Gottes eingeführt worden sind“. (S. 517, § 3.) Wir sagen auch: „Profitemur publice, nos illa (symbola) amplecti, et *rejecimus* omnes haereses omniaque dogmata, quae **CONTRA** illorum sententiam unquam in ecclesiam Dei sunt invecta.“ (l. c.) Wir stimmen voll und ganz mit ein, wenn die Concordienformel gerade auch mit Bezug auf Luthers Katechismen und die übrigen lutherischen Symbole erklärt: „Nach dieser Anleitung, wie oben vermeldet, sollen alle Lehren angestellt, und was derselben **zuwider**, als unsers Glaubens einhelliger Erklärung entgegen, verworfen und verdammet werden.“ (S. 518, § 6.) „Si quid iis (den lutherischen Symbolen) *contrarium* esse deprehenditur, id *rejiciendum* atque *damnandum* est, quippe quod cum unanimi fidei nostrae declaratione *pugnet*.“ (l. c.) Wir bekennen uns nicht bloß zu den affirmativa, sondern auch zu den negativa aller Artikel, in welchen die Concordienformel die „*contraria dogmata*“, die Irrlehren, welche der aus der Schrift dargelegten Wahrheit „entgegen und **zuwider**“ sind, verwirft, eben weil sie contraria sind, „widerwärtige Lehren“, die die Lehre der Schrift logisch aufheben. (S. 541, § 21.) Wir stimmen mit ein, wenn die Concordienformel sagt: „Wir verwerfen alle Reden, die man einführt „**wider** (contra) die Lehre von der Gnade“. (S. 526, § 16.) Ferner: „Demnach verwerfen und verdammen wir alle nachfolgende Irrthum als der Richtschnur Gottes Worts **zuwider**.“ (S. 524, § 7. S. 548, § 19.) Ferner: „Demnach verwerfen und verdammen wir mit Herzen und Mund als falsch, irrig und verführisch alle Irrthum, so dieser obgefaßten, und in Gottes Wort gegründeten Lehre ungemäß, **zuwider** und **entgegen** sein.“ (S. 670, § 107.) Ferner: „Dann wir alles, was der obgefaßten und in Gottes Wort

wohlgegründeten Lehre ungemäß, zuwider und entgegen ist, verwerfen und verdammen.“ (S. 674, § 128.) Endlich: „Diese und dergleichen Artikel allzumal und was denselben mehr Irrthum anhänget und daraus erfolgt, verwerfen und verdammen wir als unrecht, falsch, kezerisch, dem Wort Gottes, den dreien Symbolis, der Augsburgerischen Confession und Apologie, den Schmalkaldischen Artikeln und Katechismus Lutheri **zuwider**.“ (S. 561, § 70.) Zu dem allen bekennen wir Missourier uns von Herzen. Wir verwerfen jede Lehre und Schriftauslegung als falsch, die irgend eine klare Schriftlehre, geschweige denn die Lehre von der Rechtfertigung und der allgemeinen Gnade, zerstört. Und würde auch Ohio hiermit wirklich Ernst machen, würde Ohio sich nicht bloß mit dem Munde, sondern mit der That zu dem Sage bekennen, daß alle dogmata contraria fallen müssen, so wäre der Streit um die Lehre von der Befehrung und Gnadenwahl bald zu Ende, sintemal es am Tage ist, daß die ohioische Lehre vom Verhalten und vom intuitus den klaren Lehren der Schrift und des lutherischen Bekenntnisses von der Erbsünde, von der Befehrung, von der Rechtfertigung und von der Gnadenwahl widerspricht. Aber gerade auch das Princip von den dogmata contraria tritt Ohio mit Füßen. Ja, nicht Missouri, sondern Ohio leugnet, nicht freilich mit Worten, wohl aber mit der That (und die redet lauter und untrüglicher als Worte), daß jede Lehre fallen muß, welche streitet wider die Analogie des Glaubens, i. e. wider klare Lehren der Schrift und des lutherischen Bekenntnisses.

Eine weitere Behauptung unserer Gegner ist die: Missouri verwerfe das logische Schließen in der Theologie. Ein consequenter Missourier könne z. B. nicht folgern: Gott hat alle Menschen geliebt; ergo auch mich.¹⁾ So verleumden uns die Gegner, weil wir ihre schriftwidrigen und gerade auch logisch falschen Schlüsse nicht gelten lassen. Thatsache ist nämlich allerdings, daß Missouri nicht alles annimmt, was die Gegner als logisch richtige Schlüsse und nothwendige Folgerungen bezeichnen. In der Theologie verwirft Missouri alle Schlüsse, die in dem Urtheil oder den Urtheilen, von welchen man ausgeht, nicht enthalten sind, nicht wirklich beschloffen liegen und aus denselben darum auch nicht genommen oder gefolgert werden können. Ferner verwirft Missouri alle Schlüsse, in welchen zwar richtig gefolgert und

1) Nach D. Loy lehrt Missouri, “that the Holy Scriptures never contain statements bearing implications that are not explicitly stated, or that they never leave anything to be inferred.” “We cannot” — so fährt D. Loy fort — “for a moment suppose that, upon a closer examination, our opponents would maintain this as their abiding conviction. Their practice not only in the past, when there was no controversy between us, but also at the present time, aside from the particular doctrine in controversy, precludes such a supposition. We presume that not one of them would affirm, that when the Bible says that God so loved the world as to give it a Savior, there is no certainty that they are included, or that the inference that they too have a Savior has no divine foundation.” (l. c., S. 141.)

abgeleitet ist, aber aus einem Bordersatz oder aus Bordersätzen, die theologisch falsch, oder doch ungewiß sind. Aus Irrthümern kann man eben keine Wahrheiten ableiten und aus ungewissen Bordersätzen keine göttlich gewissen Folgen. Da ferner die heilige Schrift Gottes Wort ist und darum nur Wahrheiten und gar keine Irrthümer enthält, so verwerfen wir auch alle Schlüsse, die eine klare Lehre der Schrift zerstören, dessen dabei zugleich gewiß, daß ein solcher Schluß auch logisch falsch ist: abgeleitet aus falschen Prämissen oder falsch abgeleitet aus wahren Prämissen. Da endlich der Theologe alles, was er als solcher lehrt, als Gottes Wort lehren soll, so verwerfen wir in der Theologie auch alle Schlüsse, die zwar nicht wider Gottes Wort angehen, wohl aber über dasselbe hinausgehen, Schlüsse, die dem Worte Gottes etwas entnehmen, was nicht in demselben klar vorliegt und doch als göttliche Wahrheiten gelten wollen. Gott gebietet: Thut Buße, glaubt, befehrt euch, haltet die zehn Gebote, liebt Gott von ganzem Herzen 2c. Wenn nun D. Luthardt, Prof. Richard, Prof. Schmidt und viele andere lutherische Theologen in Europa und America daraus den Schluß ziehen: Der natürliche Mensch hat das Vermögen, das eine oder das andere oder alles von dem oben Genannten zu thun, so protestirt Missouri und erklärt diesen Schluß für falsch. Und zwar aus einem doppelten Grunde: 1. weil dieser Schluß eine sonnenklare Lehre der heiligen Schrift über den Haufen wirft; 2. weil er logisch falsch ist, da er aus einem Satze etwas ableitet, was in demselben gar nicht liegt. Die Folge enthält ein Moment, welches nicht dem Bordersatze, sondern dem Hirn dessen entnommen ist, der den Schluß zieht. Aus einem debitum oder praeceptum vermag auch das schärfste und angestrengteste logische Denken ebensowenig ein posse zu brüten als aus einem posse ein esse oder aus einem esse ein necesse esse.¹⁾ Und wenn die Dhioer schließen: Geht ein Mensch verloren, so ist das seine eigene Schuld; ergo hängt die Befehrung und Seligkeit zum Theil ab vom Verhalten des

1) In den Verhandlungen des Nördlichen Districts vom Jahre 1877 über die „Analogie des Glaubens“ lesen wir S. 42: „Wenn in der heiligen Schrift dem Menschen geboten wird, sich zu befehren, als: ‚Befehret euch von aller eurer Uebertretung‘; ‚machet euch ein neu Herz und einen neuen Geist‘ (Jesek. 18, 30. 31.), so machen viele daraus den Schluß, daß es in des Menschen freier Entscheidung liege, ob er befehrt und selig wird oder nicht; denn Gott fordere es von ihm, darum müsse er auch das Vermögen dazu haben. Eine solche Auslegung ist wider die Glaubensanalogie. Der heilige Apostel Paulus sagt ausdrücklich, daß der natürliche Mensch in Sünden todt sei (Col. 2, 13.). — So wenig aber ein leiblich Todter im Leiblichen, ebensowenig kann ein geistlich Todter im Geistlichen etwas thun. Die Stellen, welche zum Guten auffordern, beweisen nicht, daß der Mensch das Gute thun könne und es in seinem Willen liege, sich fürs Gute zu entscheiden, sondern zeigen nur die Verpflichtung des Menschen an. Wenn ich eine Schuldforderung besitze, so habe ich das Recht zu fordern und der andere hat die Pflicht zu bezahlen; ob er aber auch das Vermögen dazu hat, das ist eine andere Frage. Durch solche Forderungen offenbart also Gott sein Recht und des Menschen Schuldigkeit.“

Menschen, — so verwerfen wir auch diesen Schluß als falsch, theologisch wie logisch falsch. Theologisch falsch, weil er die klare Lehre der Schrift von der sola gratia aufhebt. Logisch falsch, weil auch hier die Folge in dem Satze, dem sie vorgeblich entnommen wird, nicht liegt. Die Folge ist nicht logisch abgeleitet aus dem Vordersatz, sondern ihm sophistisch untergeschoben. In dem Satze: Der Mensch allein ist schuld, wenn er verloren geht, liegt nicht und aus demselben folgt darum auch in alle Ewigkeit nicht der Satz: Befehrung und Seligkeit ist zum Theil abhängig vom Verhalten des Menschen. Diese beiden Sätze kann man wohl aneinanderreihen und mechanisch mit „also“ verbinden, aber das logische Band von Grund und Folge fehlt, und keine ohiosche Sophisterei vermag dasselbe zu ersetzen. Wäre der ohiosche Schluß logisch richtig, so könnte man mit demselben Rechte auch folgern: Gott allein ist die Ursache der Befehrung und Seligkeit; ergo hängt Unbußfertigkeit und Verdammniß zum Theil von Gott ab. Oder: Der Teufel ist die Ursache des Bösen; also hängt das Gute zum Theil ab vom Verhalten des Teufels. Wenn ferner Ohio schließt: Gott rechtfertigt den Menschen in Ansehung des Glaubens; ergo hat er den Menschen auch in Ansehung des Glaubens erwählt, — so erklären wir abermals: Das ist ein falscher Schluß, denn er widerspricht der klaren Lehre der Schrift und er folgert etwas aus dem Obersatz, was in demselben nicht liegt, fintemal rechtfertigen und erwählen verschiedene Begriffe sind. Auch hier handelt es sich nicht um ein wirkliches Schließen und logisches Verbinden, sondern um ein mechanisches Aneinanderreihen. Hier fehlt selbst der dialektische Schein, der die Trugschlüsse der alten Sophisten und der Papisten auszeichnet. Als ob logisches Schließen darin bestände, daß man zwei Sätze nebeneinanderstellt und mechanisch mit „ergo“ verbindet! Ja, auch die Ohioer haben ihre Irrlehren nicht gewonnen durch tiefes und scharfes Denken, sondern durch oberflächliches und falsches Denken und Schließen. Wie beim Schriftauslegen, so verwechseln die Ohioer auch beim Schließen zwei Dinge, die man nicht verwechseln darf: Auslegung und Einlegung. Sie verwechseln die Logik mit der Sophistik und logische Schlüsse mit unwürdigen Taschenspielerkünsten. Nein, nicht richtiges und schriftgemäßes Denken und logisch nothwendiges Schließen ist es, was wir an den Ohioern und Iowaern kritisiren, sondern schriftwidriges Denken und unvernünftiges Schließen. Wo die Gegner wirklich denken und wirklich schließen, wollen wir sie jedesmal gerne ehren, — den Sophistereien aber, mit welchen sie die göttliche Wahrheit zerstören und die Logik mit Füßen treten, allezeit „das Messer der Kritik“! Und wenn die Gegner aus dieser Thatsache, daß wir die schriftwidrigen Trugschlüsse der Ohioer von uns weisen, wiederum echt ohiosch folgern und schließen: Missouri verwirft alles Schließen und Folgern in der Theologie, so ist auch dies ein Sophisma, dessen sich kaum der Geringste unter den Sophisten rühmen dürfte. Falsche, gerade auch logisch falsche Schlüsse sind es, die unsere Gegner zu Irrlehrern und vielfach auch zu Verleumdern machen. Und solche Schlüsse verwerfen

wir allerdings. Schriftgemäße und logisch richtige und nothwendige Schlüsse aber verwirft Missouri nicht. Wir erkennen vielmehr alle Schlüsse an, die in einer Schriftwahrheit wirklich liegen und enthalten sind und derselben wirklich und nicht bloß scheinbar und vorgeblich entnommen werden. Aus einer Wahrheit folgen keine Irrlehren und aus einem Irrthum keine Wahrheiten. Und wie wir jede Irrlehre verwerfen „mit allem, so ihr anhanget und daraus folget“ (Müller, S. 584, § 48), so nehmen wir auch alles an, was in einer göttlichen Wahrheit wirklich liegt und aus derselben genommen wird. Stellt die Schrift eine Wahrheit auf, so nimmt Missouri alle Schlüsse an, die unmittelbar in derselben enthalten sind und unmittelbar aus derselben abgeleitet werden durch logische *conversio* des Urtheils, oder durch *contrapositio*, oder *aequipollentia*, oder *oppositio* (*contradictoria* und *contraria*) oder auch durch *subalternatio*. Und sind in mittelbaren Schlüssen die aufgestellten Prämissen wahr, so nimmt Missouri in jedem Fall auch den Schluß an, der in diesen Prämissen liegt und aus denselben logisch richtig abgeleitet wird. Auch in der Theologie lassen wir, wenn die Vordersätze richtig sind, alle Schlüsse aller vier Figuren sammt allen ihren gültigen Modi gelten. Und ein solches Schließen verbieten wir auch unsern Gegnern nicht. Es ist eitel altvettelisches Gerede, wenn D. Loy seinen Dhioern weis macht: Missouri verwerfe das logische Schließen und Folgern und sträube sich selbst gegen die Anerkennung der logischen Gesetze und Normen des Denkens.¹⁾ Thatsache ist, daß Missouri alle Folgen gelten läßt, von welchen man nachweisen kann, daß sie wirklich in einer Schriftwahrheit enthalten sind. Dabei sind wir zugleich eines Doppelten gewiß: 1. daß durch solches Schließen in keinem Fall eine neue Lehre gewonnen werden kann, welche über das hinaus ginge, was die klare Schrift lehrt; 2. daß durch solch ein Schließen in keinem Fall eine Lehre der Schrift zerstört wird. Ein logisches Schließen, welches sich seiner Natur nach darauf beschränkt, nur das zu folgern, was in einer Schriftwahrheit liegt, kann zwar diese Wahrheit anwenden und einzelne Stücke derselben besonders hervorheben, über die Wahrheit selber aber hinaus zu neuen Wahrheiten kann es nicht führen. Wer aus dem Satze: „Gott hat alle Menschen geliebt“ folgert: „Gott hat auch die Neger geliebt“, oder: „Gott hat auch die Kinder geliebt“, oder: „Gott hat auch mich geliebt“, der hat nicht etwa mit jeder oder irgend einer der genannten Folgen eine neue

1) D. Loy schreibt: “However much in the interest of their new departure they (Missouri) may protest against what is shown to be necessary implications of their allegations, and denounce as Rationalism the drawing of legitimate inferences from them, they cannot close their eyes to the fact that other people will not on that account cease to think, or be led, merely on their authority, to admit their claims without examination. They themselves cannot refrain from looking into the import of propositions and appealing to the same laws of thought which other people recognize.” (l. c., S. 138.)

Lehre gewonnen, sondern er hat die Schriftlehre nur angewandt und ein oder das andere Stück derselben besonders hervorgehoben. Und wenn man aus dem Sage: „In Christo wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig“ folgert: Christus ist allwissend, allgegenwärtig, allmächtig 2c., so sind das auch keine Erweiterungs-, sondern nur Erläuterungsschlüsse, Schlüsse, welche nur in anderer Form das wiedergeben, was das klare Schriftwort enthält. Wollte aber jemand folgern: „Gott hat Abraham befohlen, seinen Sohn zu schlachten; also auch mir“, oder: „Gott hat den Aposteln die Kraft verliehen, Wunder zu thun; also allen Christen“, oder gar: „Die ersten Christen haben den Sonntag gefeiert; also ist der Sonntag von Gott geboten“, oder: „Die Juden im alten Testament waren verpflichtet, den siebenten Tag zu feiern; also auch die Christen im neuen Testament“, — so sind das keine Erläuterungsschlüsse, sondern lauter falsche Erweiterungs- und Verallgemeinerungen, die weit über den Inhalt der Wahrheit hinaus gehen, aus welchen sie vorgeblich gefolgert werden.¹⁾ Wie also eine richtige logische Folge aus einer Schriftwahrheit nie über diese Wahrheit hinaus zu neuen Lehren führt, so hebt sie auch nie eine Schriftwahrheit auf. Widerspricht ein von uns gezogener Schluß einer klaren Lehre der Schrift, so ist entweder der Satz, dem wir die Folge entnommen haben, überhaupt keine Schriftwahrheit, oder aber wir haben etwas als Folge angesehen, was gar nicht in der Schriftwahrheit liegt und darum auch nicht aus derselben gefolgert, sondern anderswoher genommen und in dieselbe eingeschoben ist. In der Schrift gibt es keine Widersprüche, zumal nicht in den Glaubenslehren, denn die Schrift ist Gottes Wort. Widersprechen sich aber die Lehren der Schrift nicht, so können sich auch die Folgen nicht widersprechen, die wirklich in diesen Lehren liegen und wirklich aus denselben genommen sind. Im Synodalberichte des Nördlichen Districts vom Jahre 1877 heißt es: „1 Joh. 2, 21. steht geschrieben: ‚Ich habe euch nicht geschrieben, als wüßtet ihr die Wahrheit nicht; sondern ihr wisset sie, und wisset, daß keine Lüge aus der Wahrheit kommt.‘ Hier sagt Gott selbst: Es ist unmöglich, daß der aus einer gewissen Wahrheit richtig gezogene Schluß falsch sei.“ (S. 19.)

Doch das führt uns auf einen Punkt, den wir besonders hervorheben möchten. Unsere Gegner behaupten nämlich: Missouri lehre Widersprüche; nach Missouri enthalte die Schrift Widersprüche in den Lehren, und der Christ müsse widersprechende Lehren glauben. Aber auch diese und ähnliche In-

1) Daß eine Folge nichts enthalten darf, was nicht in den Prämissen liegt, gibt auch D. Loy zu, wenn er schreibt: „Apparently in this spirit (that the Missourians regarded us as incompetent to exercise the rights, if there are any, that may yet be accorded to human reason, etc.) were the commonplace instructions given us in logic and hermeneutics to the effect, *that a conclusion is not valid when it is not contained in the premises*, and that an interpretation is not legitimate when the analogy is drawn from a false doctrine assumed to be taught in another passage.“ (l. c., S. 137.)

finuationen sind eitel Verleumdungen. Auch in diesem Stück lehrt Missouri das gerade Gegentheil von dem, was die Gegner uns aufbürden. Wir halten dafür, daß die Schrift in allen ihren Theilen vom Heiligen Geiste eingegeben und darum ohne alle Irrthümer und Widersprüche ist. Wirkliche Widersprüche gibt es nach Missouri in der Schrift überhaupt gar keine, auch nicht in den Nebensachen, geschweige denn in den Lehren des Glaubens. Wir glauben alle Lehren der Schrift und von keiner Schriftlehre glauben wir, daß sie irgend einer andern Schriftlehre widerspricht, oder daß sie logisch durch irgend eine andere Schriftlehre aufgehoben wird. Gott kann nicht lügen, kann sich nicht widersprechen. Da nun die Bibel Gottes Wort ist, so ist auch jede Lehre, die sich nach Text und Context aus irgend einer klaren Schriftstelle nothwendig ergibt, nothwendig wahr. Und in der ganzen Bibel gibt es und kann es keine einzige Stelle geben, deren wirklicher Sinn gegen die Lehre, welche eine klare Schriftstelle erzwingt, wirklich verstößt. Es ist auch noch niemand aufgestanden, welcher in den Lehren der Schrift einen wirklichen Widerspruch nachgewiesen hätte, obwohl das Tausende versucht haben. Wir fürchten nicht, wenn wir an die Schrift treten, daß wir auf Widersprüche stoßen möchten. Uns steht es von vornherein fest, daß dies unmöglich ist, weil die Bibel Gottes Wort ist. Wir verwerfen darum auch ohne Bedenken, wie oben schon ausgeführt ist, jede Lehre und jede Schriftauslegung, die der Lehre von der Rechtfertigung oder irgend einer andern Schriftlehre widerspricht. Erzwingt irgend eine klare Schriftstelle nach Text und Context einen bestimmten Sinn, so wissen wir a priori, daß auch aus logischen Gründen an demselben nichts zu bessern, zu ändern und zu drehen ist. So wie er lautet, steht er und verstößt wider keine andere Lehre der Schrift. Und wer behauptet, daß auch eine solche Lehre, die der klare Text erzwingt, falsch sein und einer klaren Schriftlehre widersprechen könne, und darum erst noch der höheren Norm der „Harmonie“ unterstellt und auf ihre Gültigkeit hin geprüft werden müsse, der läßt damit die Untrüglichkeit der heiligen Schrift fahren. Nur von der Voraussetzung aus, daß möglicher Weise auch unter den Lehren, die sich nothwendig aus den klaren Stellen der Schrift ergeben, sich Widersprüche befinden, ist Raum da für eine außerbiblische Glaubensnorm, wie sie unsere Gegner befürworten. Wir aber verwerfen diese außerbiblische Analogie gerade auch deshalb, weil wir ihre Voraussetzung verwerfen und dafür halten, daß es unter den Lehren der Schrift gar keine Widersprüche geben kann. Nicht Missouri, sondern die Gegner Missouris lehren, daß auch die völlig klaren Schriftstellen von der Gnadenwahl, die nach Text und Context einen ganz bestimmten Sinn erzwingen, umgedeutet werden müssen, um Widersprüche zu vermeiden. Nicht wir, sondern die Ohioer gehen von der Voraussetzung aus, daß auch in den Lehren, welche Text und Context der einschlagenden Schriftstellen uns aufdrängen, Widersprüche vorkommen können, eine Annahme, die wir für eine Verleumdung der heiligen Schrift erklären. In der Schrift stoßen wir zwar auf Geheim-

nisse, aber auf widersprechende Lehrsätze, die sich logisch aufheben, nie. Die Bibel lehrt und Missouri glaubt gar keine Widersprüche, auch nicht in den geheimnißvollen Lehren von Gott, von der Menschwerdung, vom Abendmahl, oder von der Befehrung und Gnadenwahl. Wir wissen auch, daß Gott den Geist des Menschen so gemacht hat, daß er wirkliche Widersprüche nicht zugleich glauben kann. Von ein und derselben Sache in ein und derselben Beziehung kann ein und derselbe Mensch nicht zugleich ein und dasselbe glauben und nicht glauben. Wer von irgend einem Menschen verlangt, daß er das dennoch thue, der spottet seiner. Das Denken des Menschen kann und soll sich den formalen Gesetzen des Denkens nicht entziehen. Es ist eine schändliche Verleumdung, wenn man behauptet, daß Missouri lehre: Gott lege uns in der Schrift widersprechende Lehren vor und der Christ müsse wirkliche Widersprüche glauben. Und wenn jemand spricht: Wie aber, wenn der Sinn einer Schriftstelle, welchen Text und Context erzwingen, dennoch einer andern Stelle und klaren Lehre der Schrift widerspricht? so antworten wir auch dann nicht etwa: Ja, in dem Fall muß man eben Widersprüche glauben,¹⁾ sondern wir erklären: Das ist eine gottlose Annahme, die zur Voraussetzung hat, daß die Bibel ein Lügenbuch sei. Das ist eine Annahme, welche es für möglich hält, daß Paulus etwas ausdrücklich lehrt, was Petrus ebenso entschieden leugnet. Diese Annahme setzt das Unmögliche als möglich, daß nämlich die Bibel ein und dieselbe Frage an der einen Stelle bejahe und an der andern verneine. Dieser Gedanke: Ja, wenn es aber doch in der Bibel Stellen gibt, die sich logisch aufheben, — kommt nicht von Gott, sondern vom Teufel. Ein Christ darf solch einem Gedanken darum auch keinen Augenblick Raum geben, geschweige denn, daß er denselben zur Grundlage für seine Lehre von der analogia fidei machen dürfte. Läßt ein Christ diesen Gedanken gelten, so läßt er damit die Untrüglichkeit der Schrift fahren und erhebt seine Vernunft zum Richter über Gott und sein Wort. Der Gedanke: Wie aber, wenn eine klare Stelle der Schrift einer andern ebenso klaren Stelle dennoch widerspricht? liegt auf gleicher Linie mit dem Einfall: Wie, wenn Gott lügt und Ja und Nein zugleich sagt, müssen wir ihm in solchem Fall doch glauben? Missouri weist solche Lästereien einfach zurück.

1) P. Hein stellt im *Columbus Theological Magazine* die Sache so dar, als ob Missouri die Substantiva „Geheimnisse“ und „Widersprüche“ und die Verba „zu widersprechen“ und „wirklich widersprechen“ identificire, und zieht natürlich auch aus dieser falschen Annahme seine Schlüsse wider Missouri. (S. 67.) Der ganze Artikel ruht auf der Voraussetzung, daß man nach Missouri Widersprüche glauben müsse und daß die Lehren von der allgemeinen Gnade und der particulären Wahl zum Glauben grobe Widersprüche, *contradictoriae voluntates in Deo*, seien. Nach P. Hein antwortet denn auch Missouri auf die obige Frage: Wie aber, wenn die Lehren der *sedes doctrinae* sich widersprechen? also: „If our human reason cannot harmonize it, and finds a CONTRADICTION, we must simply stop to reason and submit to the Word of God.“

Auch die Lehre, welche Missouri der Schrift gemäß von der Gnadenwahl vorträgt, steht nicht im Widerspruch mit der Lehre von der allgemeinen Gnade. Unsere Gegner freilich formuliren Sätze, die sich contradictorisch widersprechen, und behaupten dann, das sei die Lehre der Missourier. Dem iowaschen „Kirchen=Blatt“ zufolge lehrt Missouri: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und Gott will, daß nur etlichen geholfen werde. Das ist allerdings ein Widerspruch, denn der zweite Satz hebt den ersten logisch auf. Aber den zweiten Satz hat sich Iowa aus den Fingern gezogen. Es ist eine Lüge, wenn das „Kirchen=Blatt“ behauptet: Missouri lehrt, Gott will, daß nur etlichen geholfen werde. Diese Lehre haben wir nie geführt und führen wir auch heute nicht, verwerfen sie vielmehr als Calvinismus. Missouri lehrt zwar eine particuläre Gnadenwahl, aber nicht einen particulären, sondern einen allgemeinen Gnadenwillen. Und Gnadenwille und Gnadenwahl identificiren wir nicht, wie Ohio. Es ist nicht dasselbe Ding, welches nach Missouri über alle und welches nicht über alle geht. Der Gnadenwille geht über alle, und etwas anderes, die Gnadenwahl nämlich, geht über wenige. Der Gnadenwille ist nach Missouri verschieden von der Gnadenwahl. Wir protestiren dagegen und haben je und je dagegen protestirt, wenn Ohioer und Iowaer Gnadenwille und Gnadenwahl für ein und dasselbe Ding erklären. Gnadenwille und Gnadenwahl sind nach Missouri nicht zwei verschiedene Worte für ein und dieselbe Sache, sondern zwei verschiedene Begriffe, verschiedene Dinge. Gnadenwille und Gnadenwahl sind nach Schrift, Bekenntniß und missourischer Lehre weder identische noch äquipollente Begriffe. Nie kann man für den einen Begriff den andern einsetzen, ohne den Gegenstand selber verändert zu haben. Handelt es sich aber in den missourischen Sätzen um ganz verschiedene Dinge und Begriffe, so liegt auch kein Widerspruch vor zwischen dem allgemein positiven Urtheil: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde“ und dem particular negativen Urtheil: „Gott hat nicht alle, sondern nur etliche Menschen zum Glauben erwählt.“ Welche Stirn gehört also dazu, wenn Iowa uns den obigen contradictorischen Widerspruch in den Mund legt! Oder glaubt das iowasche Blatt wirklich, daß der Schluß richtig sei: Ohio und Iowa lehren, daß Gnadenwille und Gnadenwahl identische Begriffe sind; ergo behauptet Missouri mit seiner Lehre von der allgemeinen Gnade und particulären Wahl zum Glauben: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß nicht allen geholfen werde? Ein wirklicher Widerspruch zwischen den missourischen Lehren von der allgemeinen Gnade und der particulären Wahl kommt nur dann heraus, wenn die Gegner unsere Sätze fälschen und in ihr Gegentheil verkehren. Wir verlangen, was die logischen Gesetze des Widerspruchs betrifft, für unsere Sätze gar keine Ausnahmestellung. Wir scheuen uns weder vor einer theologischen noch vor einer logischen Untersuchung unserer Position. Was wir fürchten, ist nicht die Logik unserer Gegner, sondern die Lüge.

Im wirklichen Widerspruch zu einander stehen nach der Logik: 1. das allgemein positive Urtheil (a) zum allgemein negativen Urtheil (e) und zum particulär negativen Urtheil (o); 2. das allgemein negative Urtheil (e) zum allgemein positiven Urtheil (a) und zum particulär positiven Urtheil (i). Natürlich gilt dies bloß von Urtheilen, in welchen die Subjects- und Prädicatsbegriffe sachlich identisch sind. Die missourischen Sätze nun, die sich nach Ohio und Iowa logisch aufheben sollen, lauten also: 1. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde; 2. Gott hat nur etliche Menschen zum Glauben und zur Seligkeit erwählt. Der erste Satz ist ein allgemein positives Urtheil, der zweite ist particulär und sagt nicht bloß aus, daß Gott etliche erwählt hat, sondern auch, daß er viele Menschen nicht erwählt hat. Missouri lehrt also: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und: Gott hat nur etliche Menschen — also viele Menschen nicht — zum Glauben und zur Seligkeit erwählt. Ein wirklicher Widerspruch läge nun vor, wenn Missouri dem allgemein positiven Urtheil: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde“, zur Seite stellte das allgemein negative Urtheil: „Gott will, daß niemandem geholfen werde“, oder das particulär negative Urtheil: „Gott will, daß etlichen Menschen nicht geholfen werde.“ Beide Sätze aber, das allgemein negative und das particulär negative Urtheil, verwirft Missouri. Und so oft Iowa und Ohio in die Welt hinaus schreiben: Missouri lehrt, Gott will, daß etlichen Menschen nicht geholfen werde, so oft erklärt und wird Missouri erklären: Das ist eine schamlose Lüge. Ein wirklicher Widerspruch ferner läge dann vor, wenn Missouri seinem zweiten Satze: „Gott hat nur etliche zum Glauben und zur Seligkeit erwählt“ oder: „Gott hat viele nicht zum Glauben und zur Seligkeit erwählt“, zur Seite stellte das allgemein positive Urtheil: „Gott hat alle Menschen zum Glauben und zur Seligkeit erwählt“, oder das allgemein negative Urtheil: „Gott hat keinen Menschen zum Glauben und zur Seligkeit erwählt.“ Aber auch diese beiden Urtheile, die einen wirklichen Widerspruch bilden, verwirft Missouri als falsch. Von einem logischen Widerspruch zwischen den beiden Sätzen, die Missouri, der Schrift folgend, aufstellt, von der allgemeinen Gnade und der particulären Wahl, kann also gar nicht die Rede sein. Und wenn unsere Gegner trotzdem darauf bestehen und dabei bleiben: Das sind Widersprüche, so zeugt das nicht von Scharfsinn und logischer Einsicht, sondern von großem Unverstand und Fanatismus, der mit Gewalt, durch bloßes lautes und wiederholtes Schreien, dem Gegner einen Widerspruch aufzwingen will. Doch sprechen da Gegner: Iowa und Ohio identificiren aber Gnadenwille und Gnadenwahl, und dann kommt ein wirklicher Widerspruch heraus zwischen den missourischen Sätzen. Iowa kann dann auch für den missourischen Satz: „Gott hat nur etliche Menschen zum Glauben und zur Seligkeit erwählt“ einsetzen: „Gott will, daß nur etlichen und nicht allen Menschen geholfen werde.“ Das wäre richtig, wenn Missouri ebenfalls erklärte: Gnadenwille und Gnadenwahl sind ein und dasselbe. Das thut aber, wie wir bereits

oben gezeigt haben, Missouri nicht. Aus den Säen Missouris haben die Gegner einen Widerspruch herausgebracht nicht durch die Denkfunst, auf welche sie pochen, sondern durch allerlei Fälschungs- und Verdrehungskünste.¹⁾

Wie stimmt aber die Lehre von der particulären Wahl zum Glauben und zur Seligkeit mit der Schriftlehre von der Gnade, von der Rechtfertigung und der Bekehrung? So fragen unsere Gegner. Und D. Loy behauptet, daß ein consequenter Missourier alle diese Lehren preisgeben müsse. In Wirklichkeit verhält sich aber die Sache gerade umgekehrt. Die Schrift lehrt klar, daß der Christ alles der Gnade verdankt: Anfang, Mittel und Ende seiner Bekehrung und Seligkeit. Die Schrift lehrt klar, daß der Mensch zu seiner Bekehrung, Rechtfertigung und Seligkeit auch nicht das Geringste beiträgt. Die *sola gratia* ist der Grundton der ganzen heiligen Schrift und des ganzen Christenthums. Und diese Lehre und alles, was damit zusammenhängt, wird aufs gewaltigste und herrlichste bestätigt und bekräftigt durch die Lehre von der Wahl zum Glauben und zur Seligkeit. Hier ist eitel herrliche und vollkommene Harmonie. Hier gibt es gar keine Schwierigkeiten. Alles ist hier so licht und hell wie die Mittagssonne. Mit Recht sagt unser Bekenntniß von der Gnadenwahl: „Sie bestätigt gar gewaltig (*egregie*) den Artikel, daß wir ohne alle unsere Werk und Verdienst, lauter aus Gnaden, allein um Christus' willen, gerecht und selig werden. Denn vor der Zeit der Welt, ehe wir gewesen sind, ja ehe der Welt Grund gelegt, da wir ja nichts Gutes haben thun können, sind wir nach Gottes Fürsatz aus Gnaden in Christo zur Seligkeit erwählet, Röm. 9. 2 Tim. 1. Es werden auch dadurch alle opinionones und irrige Lehre von den Kräften unsers natürlichen Willens ernieder gelegt, weil Gott in seinem Rath vor der Zeit der Welt bedacht und verordnet hat, daß er alles, was zu unser Bekehrung gehöret, selbst mit der Kraft seines Heiligen Geistes durchs Wort in uns schaffen und wirken wolle.“ (Concordienformel. Müller, S. 713, § 43.) Mit der Lehre von der *sola gratia* steht die Lehre von der Wahl zum Glauben in schönster und vollkommenster Harmonie. Ja, auch daran lügen die Gegner, wenn sie sagen: Nach Missouri sind die christlichen Lehren lauter Stücke, die in gar keinem Zusammenhang stehen. Auf's herrlichste reimt sich die Lehre von der Wahl mit der Schriftlehre von der Gnade. Dagegen steht die *intuitu fidei*-Theorie der Ohioer im schroffsten Widerspruch zur *sola*

1) Die Ohioer decretiren Widersprüche, wo gar keine Widersprüche sind. Sie machen es wie Desolampad, von dem Luther schreibt: „Das hat den guten Mann Desolampad betrogen, daß Schrift, so wider einander sind, freilich müssen vertragen werden, und ein Theil einen Verstand nehmen, der sich mit den andern leidet; weil das gewiß ist, daß die Schrift nicht mag mit ihr selbst uneins sein. Aber er merkte und bedachte nicht, daß er der Mann wäre, der solche Uneinigkeit der Schrift vorgäbe und beweisen sollte; sondern er nahm es an und trug's vor, als wäre es gewiß und schon überweisset. Da fällt und steht er.“ („L. u. W.“ 49, S. 327.)

gratia, wie „Lehre und Wehre“ so oft nachgewiesen hat. Wir verwerfen darum diese Theorie nicht bloß, weil sie direct der Schrift widerspricht, sondern gerade auch deshalb, weil sie consequenter die große Wahrheit von der sola gratia, das Wesen des ganzen Christenthums, umstößt. Wenn aber jemand fragt, wie man die beiden Sätze: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde“ und: „Gott hat nur etliche zum Glauben und zur Seligkeit erwählt“, reimen und mit einander in vernunftbefriedigenden Einklang bringen könne, so antworten wir: Von diesen beiden Lehren widerspricht keine der andern, und auch von der Wahl aus angesehen bedürfen wir gerade der Lehre von der **Allgemeinheit** der Gnade und können dieselbe nicht entbehren, denn nur vermittelt der Lehre von der allgemeinen Gnade wird der Christ seiner Wahl gewiß. Was aber das Reimen betrifft, so stehen beide Lehren in der heiligen Schrift, und Gott hat uns befohlen, beide Lehren zu glauben und zu predigen; aber nirgends hat Gott uns geboten, daß wir sie vernünftig reimen und vermitteln sollen. Können wir darum hier auf Erden diese beiden Lehrsätze nicht in völligen Einklang bringen, vermögen wir nicht zu erkennen, wie beide Thatfachen, die **allgemeine** Gnade und die **particuläre** Wahl, in Gott harmonisch vereinigt sind und darum auch beide mit Recht von Gott ausgesagt werden können, und bleibt uns trotz alles Forschens in der Schrift das Verhältniß, in welchem die allgemeine Gnade zur particulären Wahl steht, dunkel, so geben wir uns zufrieden mit dem, was die Schrift lehrt, und warten geduldig, bis es Gott gefällt, uns im ewigen Leben den Aufschluß zu geben, welchen er uns hier auf Erden versagt hat. Die Concordienformel schreibt von der Höllenfahrt Christi: „Wie aber solches zugegangen, sollen wir sparen bis in die ander Welt, da uns nicht allein dies Stück, sondern auch noch anders mehr geoffenbaret, das wir hie einsältig geglaubt, und mit unser blinden Vernunft nicht begreifen können.“ (S. 551, § 4.) Das wenden wir auch an auf die Gnadenwahl. Das Reimen aber, welches die Vernunft an die Stelle Gottes setzt, Gottes Offenbarung ersetzen will durch menschliches Speculiren und Schließen und ohne Gottes Wort über die Schrift hinaus will und dabei wider Gottes Wort anläuft, lassen wir anstehen, ja, das verwerfen wir als ein ebenso wahnwitziges als gottloses Unterfangen. Trefflich schreibt die Concordienformel: „Es muß aber mit sonderem Fleiß Unterscheid gehalten werden zwischen dem, was in Gottes Wort ausdrücklich hiervon (von der Wahl) offenbaret oder nicht geoffenbaret ist. Dann über das, davon bisher gesaget, so hiervon in Christo offenbaret, hat Gott von diesem Geheimniß noch viel verschwiegen und verborgen, und allein seiner Weisheit und Erkenntniß vorbehalten, welches wir nicht erforschen, noch unsern Gedanken hierinnen folgen, schließen oder grübeln, sondern uns an das geoffenbarte Wort halten sollen. Welche Erinnerung zum höchsten vonnöthen. Dann damit hat unser Fürwitz immer viel mehr Lust sich zu bekümmern als mit dem, das Gott uns in seinem Wort davon offen-

habet hat, weil wir's nicht zusammenreimen können, welches uns auch zu thun nicht befohlen ist." (l. c., S. 715, § 52. 53. Siehe auch die folgenden Paragraphen der Concordienformel.) Aus der Thatsache, daß wir Menschen hier auf Erden die beiden Sätze von der allgemeinen Gnade und der particulären Wahl nicht mit einander reimen können, ziehen wir nicht mit Ohio den falschen Schluß, daß sie zu einander im Widerspruch stehen, und daß auch Gott hier keinen Aufschluß zu geben vermag. Wir haben es hier nicht zu thun mit einem logischen Widerspruch, sondern mit einem Geheimniß, und zwar mit einem Geheimniß, dessen Lösung zwar viele versucht haben, die aber, wie die Kirchengeschichte lehrt, noch keinem gelungen ist und auch in der Zukunft auf Erden niemand gelingen wird. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Schrift dies Geheimniß nicht löst und es über die Schrift hinaus hier auf Erden keine theologische Erkenntniß gibt. Aus dem einfachen Grunde, weil wir, um dies Geheimniß zu lichten, neuer Thatsachen bedürfen, die uns weder in der Schrift noch sonstwo gegeben sind. Außer und neben der Schrift gibt es eben keine Quelle der geistlichen Erkenntniß. Was uns die Schrift versagt, vermag uns keine Vernunft, auch nicht die frömmste und scharfsinnigste, zu ersetzen. Dazu kommt, daß auch die christliche Erfahrung, welche vielfach, aber mit Unrecht, als Quelle der Theologie bezeichnet wird, zwar das sola gratia bestätigt, aber nie und nimmer die Theorien der Ohioer. Aus theologischen Geheimnissen soll und darf darum auch der Theologe keine philosophischen Probleme machen, deren vernünftige Lösung die besondere Aufgabe der Theologie wäre. Die modernen Theologen urtheilen freilich anders.¹⁾ Aber es ist die denkbar traurigste Verirrung und Berufsverkennung, wenn Theologen ihre Aufgabe darin erblicken, daß sie die göttlichen Geheimnisse als Probleme behandeln und mit der Vernunft zu lösen versuchen, was Gott in der Schrift verborgen gelassen hat. Die moderne wissenschaftliche Theologie, welche Probleme lösen will und doch keine Thatsachen hat, auf welche sie sich dabei stützen könnte, verstößt nicht bloß gegen die Schrift, sondern auch wider die Vernunft und ist im Grunde weder Theologie noch Wissenschaft, sondern närrische Sophistik. Missouri verwirft diese Weise des Theologirens, hält sich streng an das, was die Schrift lehrt, und verzichtet darauf, das zu reimen, was Gott in seinem Worte ungereimt gelassen hat. Wir schämen uns nicht, wenn wir auch im Artikel von der Gnadenwahl, wie so oft bei den christlichen Lehren, bekennen müssen: Ignoramus. Wo uns die Schrift im Stich läßt, da sollen und wollen wir auf eigene Faust auch keinen Schritt weiter gehen und über die Schrift hinaus grübeln. Ein rechter Theologe will auch hier auf Erden gar nicht mehr wissen, als Gott ihm in seinem Worte gegeben hat.

1) Der „Alte Glaube“ vom 17. Juni hat so ziemlich das Richtige getroffen, wenn er mit Bezug auf die missourische Stellung zur Schrift erklärt: „Wir sind überzeugt, daß sich in Deutschland kein namhafter Theologe findet, der auf die Seite der Missourier träte.“

Ja, die Schrift lehrt und Missouri glaubt gar keine Widersprüche. Wohl aber lehrt die Schrift und glaubt Missouri Geheimnisse: Sätze, die wir mit unserer Vernunft nicht reimen oder in völligen Zusammenhang und Einklang bringen können. Solche Sätze entstehen auf natürlichem wie auf geistlichem Gebiete überall da, wo unser Erkennen Stückwerk ist und uns die Erkenntniß des Ganzen und des inneren Zusammenhangs aller oder etlicher Theile abgeht. Es entstehen dann Sätze, die wir nicht vermitteln können, so lange nicht vermitteln können, als uns die dazu nöthigen Thatfachen und Wahrheiten fehlen. Widersprüche bilden aber solche Sätze nicht, denn sie verneinen und bejahen nicht dasselbe. Auch in der Schrift gibt es solche Sätze, die sich zwar nicht widersprechen, die wir aber auch nicht reimen und in völligen Einklang bringen können. Die Schrift bietet eben nicht absolut alle theologischen Wahrheiten, sondern Stücke derselben. Und die Erkenntniß, welche wir aus der Bibel schöpfen, ist Stückwerk. *Ἐκ μέρους γὰρ γινώσκομεν, καὶ ἐκ μέρους προφητεύομεν.* 1 Cor. 13, 9. Wenn wir in der Theologie der heiligen Schrift gemäß die Sätze aufstellen: „Eine andere Person ist der Vater, eine andere der Sohn, eine andere der Heilige Geist; der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott, der Heilige Geist ist Gott; und sind doch nicht drei Götter, sondern es ist Ein Gott“, oder: „Christus hat eine wahre menschliche Natur und ist doch nach seiner menschlichen Natur allgegenwärtig; auch im Stande der Erniedrigung war Christus als Mensch im Besiz der göttlichen Allwissenheit und doch wußte er nicht Tag und Stunde des jüngsten Gerichts“ &c., — so sind das lauter wahre Sätze und keine Widersprüche, keine Urtheile, die sich logisch gegenseitig aufheben. Aber vernünftig reimen und völlig vermitteln können wir diese und viele andere Sätze nicht. Hat man es mit einem Widerspruch zu thun, so muß man die eine oder die andere oder beide Seiten desselben streichen. Hier aber ist nichts zu streichen und nichts zu corrigiren oder irgendwie zu ändern, sondern beide Seiten des Geheimnisses sind fest zu glauben als göttliche Wahrheiten und die Vermittlung derselben ist Gott zu überlassen. Wer hier ändert oder streicht, vergreift sich an Gottes Wort. Und wer hier von Widersprüchen redet, der lästert Gott und weiß auch nicht, worin das Wesen eines Widerspruchs besteht. Zu diesen Geheimnissen, die wir nicht für Widersprüche erklären, sondern stehen lassen und aufs Wort der Schrift hin glauben, gehören auch die Sätze: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde“ und: „Gott hat nur wenige zum Glauben und zur Seligkeit erwählt.“ Ja, wir Missourier glauben Geheimnisse und derselben nicht wenige. Wir reden nicht pro forma vom Geheimniß der Dreieinigkeit, der Menschwerdung &c. Und wir wissen auch und freuen uns von Herzen, daß wir hier nicht allein stehen. Die ganze Christenheit auf Erden bekennet mit uns, daß es Geheimnisse gibt, die wir nicht reimen können und doch glauben. Selig sind, die, was die Geheimnisse des Christenthums betrifft, nicht sehen, nicht verstehen, nicht einsehen und doch glauben. Der Christ nimmt seine Vernunft gefangen

unter die klaren Glaubenssätze der Schrift, auch wenn er dieselben nicht vermitteln kann. Und wer gar keine Geheimnisse glaubt, der ist kein Christ. Auch die Ohioer glauben Sätze, die sie nicht reimen können. Es stünde traurig um Ohio, wenn es dort keine Leute mehr gäbe, die eben das thun, was sie an den Missouriern verurtheilen. Ohio ist viel besser als seine Theorie: Ohio ist nicht consequent. Und das ist ein großes Glück. Wenn Ohio Missouri verlacht und verspottet, weil es in der Lehre von der Gnadenwahl an Sätzen festhält, die wir nicht reimen und vermitteln können, so verlacht und verspottet Ohio sich selber. Aus unserer Stellung in der Lehre von der Gnadenwahl können die Gegner auch von ihrem Standpunkt aus uns consequenter Weise erst dann einen Vorwurf machen, wenn sie die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Menschwerdung, von der Erlösung, von der Versöhnung, vom Abendmahl und alle christlichen Mysterien mit Stumpf und Stiel über Bord geworfen haben. In der Lehre von der Befehrung und Gnadenwahl halten wir Missourier es genau so, wie die Ohioer und Zowaer und die ganze Christenheit in den Lehren von der Dreieinigkeit, von der Menschwerdung und andern christlichen Mysterien. Was die Schrift sagt von der allgemeinen Gnade und der particulären Wahl, das glauben wir und verzichten auf das Reimen.

Aber damit geben sich unsere Gegner nicht zufrieden. Sie sind inconsequent. In den übrigen christlichen Mysterien lassen sie das Geheimniß stehen und reden nicht von Widersprüchen. In der Behandlung der Lehre von der Befehrung und Gnadenwahl aber sind sie angesteckt von dem „wissenschaftlichen“ Geiste der modernen Theologie. Hier wollen auch sie reimen und harmonisiren, was Gott in der Schrift ungereimt gelassen hat. Die klaren Lehren der Schrift von der allgemeinen Gnade und der particulären Wahl zum Glauben erklären sie für Widersprüche. Hier verwechseln auch sie Widersprüche und Geheimnisse. Und auch sie lösen hier den vorgeblichen Widerspruch so, daß sie die eine Seite des göttlichen Geheimnisses streichen. Ja, auch die Ohioer reimen und vermitteln göttliche Mysterien nach der Streichmethode. Sie streichen die klare Lehre der Schrift von der sola gratia und der Wahl zum Glauben. Die Ohioer machen es genau so wie die Calvinisten, welche auch erklären: Die allgemeine Gnade und die particuläre Wahl heben sich logisch auf; darum muß einer von den beiden Sätzen fallen. Von den Ohioern unterscheiden sich die Calvinisten nicht durch das theologische Princip und die theologische Methode, sondern allein dadurch, daß sie sich entscheiden für Streichung der andern Seite des Geheimnisses.¹⁾ Und wie die Ohioer und Calvinisten, so machen es alle und haben es je und je alle gemacht, welche Glaubensgeheimnisse für zu lösende Probleme halten. Das

1) Welche Gedankenlosigkeit, wenn der „Alte Glaube“ vom 17. Juni schreibt: „Ihre (der Missourier) Hinneigung zu dem gesetlichen Geiste des Calvinismus macht sich auch in diesem Stücke (von der Glaubensanalogie) geltend.“

Geheimniß erklären sie für einen Widerspruch, der nur so zu heben sei, daß die eine oder die andere Seite desselben gestrichen werde. Die Unitarier streichen so alle Aussagen der Schrift von der Dreiheit der göttlichen Personen, um sie in „Harmonie“ zu bringen mit den Aussagen von der Einheit Gottes. Die Tritheisten streichen umgekehrt alle Stellen von der Einheit des göttlichen Wesens, um sie zu reimen mit den Stellen von der Dreiheit der Personen. Die Nestorianer streichen die Einheit der Person Christi, um die Zweiheit seiner Naturen zu retten; und die Eutyhianer streichen umgekehrt die Zweiheit der Naturen, um die Einheit der Person zu wahren. Die Reformirten streichen alle Aussagen der Schrift, in welchen Christo nach seiner menschlichen Natur göttliche Eigenschaften beigelegt werden, um sie zu „vermitteln“ mit den Aussagen, welche die Wahrhaftigkeit der menschlichen Natur betonen. (Siehe Concordienformel, Müller, S. 543, § 33. 34. S. 673, § 120.) In der Methode und im Princip sind die Ohioer, Zowaer, Calvinisten, Unitarier, Reformirten und alle, welche in der Theologie Probleme lösen wollen, einig: sie streichen die eine oder die andere Seite des göttlichen Geheimnisses. Die Ohioer pochen auf Vernunft, Logik und Denkgesetze und decretiren dabei Widersprüche, wo gar keine Widersprüche vorliegen. Geheimnisse, die wir jetzt hier auf Erden nicht reimen können, und Widersprüche, die sich logisch gegenseitig aufheben, werfen unsere Gegner bunt durch einander und scherzen beide über denselben Kamm! Nicht die Schrift, auch nicht die gesunde Vernunft, sondern die Unvernunft und das Sophisma führen die Ohioer ins Feld wider Missouri.

Wie unvernünftig ein solches Verfahren und wie unlogisch ein solches Schließen und Reimen ist, wie es die Ohioer sich zu Schulden kommen lassen, zeigt auch die tägliche Erfahrung und die Praxis aller wahren Wissenschaften. Wie oft kommt es vor im gewöhnlichen Leben, daß wir aus Mangel an Einsicht und Sachkenntniß zwei Aussagen eines Menschen nicht reimen können, und doch fällt es uns nicht ein, einen Widerspruch oder eine Lüge zu constatiren. Und wehe der Wissenschaft, welche, so oft sie auf Schwierigkeiten stößt, nach ohioschen Grundsätzen verfahren und durch Streichen harmonisiren wollte! Es würden wenig Thatsachen übrig bleiben, wenn die Wissenschaften alles streichen wollten, was sie nicht völlig reimen können. Die Philosophie und die Wissenschaften identificiren nicht Probleme und Widersprüche, und nur tolle Philosophen haben die Anwendung der Streichmethode befürwortet, um Probleme oder Geheimnisse zu lösen. Bei wirklichen Widersprüchen muß allerdings wenigstens die eine oder die andere Seite fallen. Bei Problemen aber läßt auch die Philosophie und Wissenschaft beide Thatsachen, die sich zu widersprechen scheinen, stehen. Bis heute noch ist es z. B. der Philosophie und den Wissenschaften nicht gelungen, die geistigen Erscheinungen mit den mechanischen und materiellen zu vermitteln und beide vernunftbefriedigend zu vereinigen. Aber so toll sind wenige gewesen, daß sie im Interesse der „Harmonie“ hier entweder die geistigen oder die mecha-

nischen und materiellen Erscheinungen einfach gestrichen hätten. Die Philosophie und die Wissenschaften halten vielmehr fest an der Realität beider, der geistigen wie der mechanischen Vorgänge, und werden das auch in der Zukunft thun, selbst wenn es nie gelingen sollte, beide zu harmonisiren und zu vermitteln. Daraus, daß wir noch nicht im Stande sind, zwei Thatfachen zu reimen, folgert nur ein Thor, daß ein wirklicher Widerspruch vorliege. Die Physik stellt die Sätze auf: „Alle Körper werden von der Erde angezogen“ und: „Viele Körper, z. B. die Gase, bewegen sich vom Centrum der Erde weg.“ Wie stimmen beide Sätze mit einander? Der erste scheint den zweiten und der zweite scheint den ersten aufzuheben. Werden alle Körper von der Erde angezogen, wie können sich etliche vom Centrum der Erde weg bewegen? Wollte nun ein Physiker, um diese Sätze zu reimen, die ohiosche Methode anwenden, so müßte er erklären: Diese beiden Sätze kann man nicht reimen, es liegt also ein Widerspruch vor, der gehoben werden muß. Und das kann nur so geschehen, daß der eine oder der andere Satz gestrichen wird. Also ist der Satz falsch: Etliche Körper bewegen sich von der Erde weg. Die Frage, warum man nicht den andern Satz streicht, beantwortet das Vorurtheil. Sollte ein „calvinistischer“ Physiker über dieselben Sätze gerathen, so würde er genau so wie der Ohioer argumentiren und erklären: Die Sätze von der Allgemeinheit der Anziehung und der Particularität der Wegbewegung von der Erde stimmen nicht mit einander. Einer von den beiden Sätzen muß fallen. Da es nun aber auf der Hand liegt, daß viele Körper sich allerdings von der Erde weg bewegen, so ist der Satz von der allgemeinen Anziehung aller Körper falsch. Ein Physiker mit einem Quentchen Logik im Kopfe würde aber ganz anders urtheilen. Er würde sich die Sätze genau ansehen und dann etwa erklären: Ohne anderweitige Thatfachen und Erkenntnisse kann man diese beiden Sätze freilich nicht in befriedigenden Einklang bringen. Aber ein wirklicher Widerspruch liegt nicht vor, weder ein contradictorischer noch ein conträrer. Würde die Physik dem Satz: „Alle Körper werden von der Erde angezogen“ zur Seite setzen: „Gar kein Körper wird von der Erde angezogen“, so wäre das ein Widerspruch, von welchem die eine oder die andere oder gar beide Seiten fallen müßten. Ein wirklicher Widerspruch läge ebenfalls vor, wenn die Physik einmal lehrte: „Alle Körper werden von der Erde angezogen“ und dann: „Etliche Körper werden von der Erde nicht angezogen.“ Auch hier müßte der eine oder der andere Satz fallen. Der „ohiosche“ Physiker scheint freilich zu glauben, daß der zweite Satz in der Physik laute: „Etliche Körper werden von der Erde nicht angezogen“, und der „iowasche“ Physiker setzt sogar ohne alle Gewissensbisse diesen Satz für den ursprünglichen ein als die Lehre der Physik. Aber so lautet der Satz nicht. Er lautet nicht: „Etliche Körper werden von der Erde nicht angezogen“, sondern: „Etliche Körper bewegen sich von der Erde weg.“ Die „iowasche“ Fassung ist keine sachliche Wiedergabe, sondern eine Fälschung des Gedankens der Physik. Nur dann

wäre die „iomasche“ Wiedergabe logisch berechtigt, wenn die Physik die termini „nicht angezogen werden von der Erde“ und „sich von der Erde weg bewegen“ identificirte. Das ist aber nicht der Fall. Der Physik sind die genannten Begriffe weder identisch noch äquipollent, sondern sachlich und begrifflich verschieden. Von einem logischen Widerspruch zwischen den beiden Sätzen der Physik kann also gar nicht die Rede sein. Beide Sätze können wahr sein, selbst wenn es uns nie gelingen sollte, dieselben zu vermitteln. Wie sie harmoniren, kann man auch den beiden Sätzen selber nicht entnehmen. Dazu ist die Kenntniß anderer Thatfachen erforderlich, die hierüber Aufschluß geben können. Die Physik hat ja auch längst den obigen scheinbaren Widerspruch gelöst, nicht freilich durch ohiosches oder calvinistisches Streichen, nicht durch „Auslegung“, resp. Correctur des particulären Satzes nach der Analogie des allgemeinen oder des allgemeinen nach der Analogie des particulären, sondern durch den Hinweis auf das verschiedene spezifische Gewicht verschiedener Körper.¹⁾ — So oder ähnlich würde etwa ein vernünftiger Physiker antworten. Genau so verhält es sich auch mit den beiden theologischen Sätzen von der allgemeinen Gnade und der particulären Wahl. Nur daß wir hier constatiren müssen, daß uns die Thatsache oder Wahrheit, welche beide Sätze harmonisch vermittelt, fehlt und auch in der Zukunft hier auf Erden fehlen wird. Theologen sind eben an die Bibel gebunden und sollen und können nicht über die Bibel hinaus gehen. Wer aber daraus, daß es solch eine vermittelnde Wahrheit in der Bibel nicht gibt, den Schluß zieht, daß es eine derartige Wahrheit überhaupt nicht gebe, und daß uns auch Gott im ewigen Leben keinen Aufschluß über dies Geheimniß geben könne, der schließt wiederum fehl.

Wir Missourier glauben Joh. 3, 16. und Eph. 1 und lassen beide Stellen in ihren Würden. Wir zerstören weder die erste durch die zweite noch die zweite durch die erste und warten ruhig, bis Gott im ewigen Leben das reimt, was er in der Bibel unvermittelt gelassen hat. Wir sagen mit Paulo: Ἀρτι γινώσκω ἐκ μέρους, τότε δὲ ἐπιγνώσομαι καθὼς καὶ ἐπεγνώσθην. (1 Cor. 13, 12.) Wir glauben gar keine Widersprüche, wohl aber alle in der Schrift vorgelegten Geheimnisse. Und obwohl wir ganz gut wissen, daß wir hier auf Erden mit unserer Vernunft diese Geheimnisse nicht reimen können, so sind wir doch im Stande zu beweisen, daß es sich auch in diesen Geheimnissen um keine eigentlichen Widersprüche handelt, und daß nur Fälschung und Sophisterei hier einen Widerspruch constatiren kann. Ja, den Feinden der Schrift, welche der Schrift Widersprüche aufbürden, können wir den Nachweis liefern, daß sie unvernünftig und widersinnig handeln. Die Lehren der Schrift können wir nicht aus der Vernunft schöpfen, oder

1) Ein anderes Beispiel ist die viel erörterte und bis Dato ungelöste Frage nach dem Verhältniß der Thatfache, daß Radium Monate lang Licht und Wärme ausstrahlt und doch seine Kraft nicht einbüßt, zu dem allgemeinen Geseze von der Erhaltung der Kraft.

mit der Vernunft beweisen oder plausibel machen, aber den Irrlehrern können wir den Nachweis liefern aus der Vernunft, daß sie unvernünftig und unlogisch handeln, wenn sie Geheimnisse und Widersprüche verwechseln und klare Schriftlehren als Widersprüche verwerfen. Auch die Ohioer sind, sofern sie in der Theologie ihre Vernunft zu Worte kommen lassen, Irrationalisten. Ihre Waffen gegen Missouri nehmen sie weder aus der Schrift noch aus der Vernunft, sondern aus der Unvernunft. Sie schreien: „Logik! Denkgesetze!“ und treten alle Logik mit Füßen. Aus den Ohioern redet nicht die Schrift, sondern die Vernunft, aber nicht die gesunde Vernunft, sondern die sophistische und toll gewordene Vernunft, die sich weder um Gottes Wort noch um die Gesetze des Denkens kümmert. Dem Kampfe der Ohioer wider Missouri liegt weder ein Gotteswort noch ein wirklich vernünftiges Denken zu Grunde, sondern das Sophisma: Was die Ohioer jetzt hier auf Erden mit ihrer Vernunft nicht reimen können, das widerspricht sich und ist falsch. Als ob das Gehirn eines Ohioers das Maß theologischer Wahrheit wäre und alles, was nicht dahinein will, Widersprüche! J. B.

(Schluß folgt.)

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Der sogenannte zweite Lehtropus. Im laufenden Jahrgang der „Theologischen Zeitblätter“, des theologischen Organs der Ohio-Synode, findet sich in einem Artikel, betitelt „Zur Lehre von der Gnadenwahl“, S. 134—137 folgende Characterisirung des sogenannten zweiten Lehtropus von der Gnadenwahl: „Dagegen beschränkt der 2. Tropus die Wahl eigentlich auf den 8. und letzten Beschluß des 1. Tropus. Sie bezieht sich nur auf die Einführung derer, welche bis an das Ende beharren, in die ewige Herrlichkeit; ist einfach der Beschluß, die endgültige Bestimmung, gewisse, Gott allein bekannte Leute in die ewige Seligkeit einzuführen. So ist sie auch nur im Grunde eine Vorwegnahme des Urtheils, welches Gott am jüngsten Tage fällen wird; also ein richterlicher Act, actus forensis. Gott überschaut gleichsam mit dem Auge seiner Allwissenheit aller Menschen Leben bis zu ihrem Ende, zieht vor sein Tribunal alle ihre Thaten, die sie allerdings erst thun werden, die ihm aber klar bewußt sind; findet, daß die einen Glauben behalten werden bis an ihr Ende, die andern dagegen im Unglauben bleiben oder wieder in denselben zurückfallen werden, nachdem sie eine Zeitlang geglaubt. Die ersteren erwählt er zum ewigen Leben; die andern überläßt er der ewigen Verdammniß. So ist die Wahl lediglich eine Anticipation des Urtheils am jüngsten Tage, gefällt schon vor Grundlegung der Welt. Da muß man natürlich dem Beschluß der Wahl den Glauben vorausgehen lassen. Eine solche Wahl muß den Glauben zur Voraussetzung und Bedingung haben, und zwar nicht den Glauben schlechthin, wie die Rechtfertigung, sondern den beharrlichen Glauben. Wer demnach die Auserwählten sind, ist klar: es sind die, welche thatsächlich selig werden, die, welche bis zu ihrem letzten Athemzuge im Glauben beharren. Die Auserwählten in diesem Sinne stehen nicht allein im Gegensatz

zu den Ungläubigen, sondern auch zu den Abtrünnigen, die wohl eine Zeitlang im Reich der Gnade gewesen, aber durch ihre Schuld die Herrlichkeit nicht erlangen. Von dieser Wahl und diesen Auserwählten kann nicht nur ausgesagt werden, daß die Wahl unveränderlich ist, daß Gott ganz genau die Personen weiß, welche Auserwählte sind, sondern auch, daß ihre Seligkeit unfehlbar und absolut verbürgt und gewiß ist; daß es unmöglich ist, daß ein Auserwählter wieder abfallen und im Unglauben verharren und so ein Verworfenener werden könnte. Sollte er eine Zeitlang abfallen, so muß er vor seinem Ende sich wieder bekehren. Ebenso wenig kann ein Verworfenener noch hoffen, zu der Zahl der Auserwählten hinzugefügt zu werden. Es ist unmöglich, daß Gott in seinem Urtheil irren könne. Von den Auserwählten in diesem Sinne ist ganz gewiß, daß ihre Zahl weder vermehrt noch vermindert werden kann. Aber hat diese Fassung der Wahl und diese Bestimmung der Auserwählten irgend welche Bedeutung, irgend einen Werth für dies Leben? Kann sie in der Seelsorge practisch verwendet werden? Kann ich mit dieser Art von Wahl einen Angefochtenen trösten? oder mich selber dran aufrichten? Ich kann ja bis in meine Sterbestunde nicht wissen, ob ich zu den Auserwählten gehöre; denn Gott hat nichts darüber geoffenbart, wer zu denen gehöre, die bis ans Ende im Glauben beharren. Hätte er es thun wollen, so hätte er jeden einzelnen bei Namen nennen müssen. Die Bibel gibt auch keine Kennzeichen, nach welchen wir urtheilen und schließen könnten, ob einer bis ans Ende beharren werde. Der syllogismus praedestinatorius nimmt sich sehr hübsch auf dem Papier aus; aber kein Mensch kommt in seinem ganzen Leben dazu, daß er ihn auf sich anwenden könne. Erst nach seinem Tode kann er den sicheren Schluß ziehen, und dann braucht er ihn ja nicht mehr. Daß Gott den beharrlichen Glauben der Seligwerdenden vorausgesehen, ist gewiß; ob er aber vorausgesehen, daß ich beharren werde, das ist eben eins von den Geheimnissen, die er seiner Weisheit vorbehalten. Und gut, daß er es gethan! Denn hätte er uns das geoffenbart, so hätte es auf der einen Seite trostlose Verzweiflung, auf der andern fleischliche Sicherheit hervorrufen können, ja schließlich eine allgemeine Gottlosigkeit bewirkt; denn die einen hätten gesagt: Was nützt's, daß ich fromm lebe? Verworfen bin ich doch und kann doch nie selig werden! Die andern: Was soll ich mich mühen? mich so streng in Gottes Wegen halten? Ich bin ja erwählt; also muß ich selig werden, ich lebe, wie ich auch will!“ Hier wird ganz frei und offen zugestanden, was gewiß ganz richtig ist, daß der zweite Lehtropus keine Bedeutung, keinen Werth für dieses Leben hat, in der Seelsorge nicht practisch verwendet werden kann, einen Angefochtenen nicht trösten und aufrichten kann. Nun, wenn er für das Christenleben keinen Belang hat, was soll er dann noch in der christlichen Theologie? Ja, kann eine solche Lehre, die keinerlei Nutzen schafft, wirklich Schriftlehre sein, da ja alle Schrift, von Gott eingegeben, nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, zur Tröstung und Aufrichtung? Wer ein solches Zugeständniß macht, wie das obige, muß consequenter Weise noch einen Schritt weiter gehen und offen erklären, daß der syllogismus praedestinatorius eben ein Menschenfündlein ist und in der Schrift keinen Halt hat. Freilich, was der Verfasser des betreffenden Artikels nun als den ersten Lehtropus bezeichnet, der in der Concordienformel enthalten sein soll, die Insinuation, daß nach unserm Bekenntniß, Luther, Chemnitz 2c. auch Zeitgläubige, die schließlich verloren gehen, zu den Auserwählten gehören, ist einfach absurd und bedarf keiner Widerlegung. G. St.

Cur alii prae aliis? In einem „Eingesandt“ der „Kirchlichen Zeitschrift“, des theologischen Organs der Iowa-Synode, wird der Versuch gemacht, betreffs der Frage: Cur alii prae aliis? einen Widerspruch zwischen Missouri und Wisconsin zu construiren. D. Pieper fordere, daß man so fragen müsse, der Wisconsiner Syno-

dalbericht von 1903 scharfe ein, daß man überhaupt nicht so fragen dürfe. D. Pieper hat nie gelehrt, wie ihm insinuiert wird, daß man so fragen „muß“. Die aus seinem Vortrag und aus seinen Artikeln citirten Stellen geben keinen Beleg hierfür. Was er, was überhaupt die Missouri-Synode in diesem Punkt vertheidigt hat, ist in Kürze etwa dies: Wir wissen ganz genau, warum diejenigen selig werden, welche selig werden, nämlich aus Gnaden. Wir wissen ganz genau, warum die Verlorengehenden verloren werden, nämlich durch ihre eigene Schuld. Wenn wir aber beide Theile mit einander vergleichen, wenn die Frage entsteht, wenn die Vernunft so fragt: Warum werden die Einen vor den Andern bekehrt und selig, da doch die Gnade Gottes in Christo allgemein ist und alle Menschen in dem gleichen gänzlichen Verderben liegen? — oder: Warum werden nicht alle Menschen bekehrt und selig? — so antworten wir: Das wissen wir nicht und können und sollen wir nicht wissen. Denn davon sagt uns Gottes Wort nichts. Darum weisen wir jene Frage zurück. „Wir vermögen es nicht, eine einheitliche Ursache des Unterschieds anzugeben.“ Und dem widerspricht nun nicht, wenn jener Wisconsiner Bericht sich etwa dahin äußert: Man soll überhaupt nicht so fragen: Cur alii prae aliis? Selbstverständlich mit dem Verlangen, eine Antwort zu gewinnen, man soll überhaupt nach solchem Unterschied nicht forschen und grübeln. Denn es gibt keinen einheitlichen Grund für Befehrung und Nichtbefehrung. Wenn man jene Frage zu beantworten sucht, so wird man entweder Gott einen Theil der Schuld dafür zuschreiben, daß B nicht bekehrt wird, oder man rechnet es A als Verdienst an, daß er bekehrt ist. Eine Frage principiell nicht beantworten, zurückweisen und erklären, man solle überhaupt nicht so fragen, läuft schließlich auf dasselbe hinaus. Da aber diese Frage: Cur alii prae aliis? oder, wie die Alten sich auch ausdrücken, das Geheimniß der discretio personarum jetzt wieder viel von sich reden macht, so dürfte es nicht überflüssig sein, nochmals an die Aussprüche unserer rechtgläubigen Lehrväter aus dem 16. Jahrhundert zu erinnern, wie sie z. B. in einem Artikel von „Lehre und Wehre“ aus dem Jahre 1881 zusammengestellt sind. Der betreffende Passus lautet: Die Stellen, in denen der 11. Artikel der Concordienformel von dem eigentlichen „Geheimniß“ der Prädestination handelt, sind bekannt. Wir verweisen nur auf §§ 52—64 der Solida Declaratio. Da wird betont, „daß Gott uns von diesem Geheimniß noch viel verschwiegen und verborgen und allein seiner Weisheit und Erkenntniß vorbehalten“; und zu diesem „Verborgenen“ gehört, „daß Gott sein Wort an einem Ort gibt, am andern nicht gibt, von einem Ort hinwegnimmt, am andern bleiben läßt; item, einer wird verstorbt, verblindet, in verkehrten Sinn gegeben (natürlich um seiner Bosheit, seines Unglaubens willen, aber warum hindert Gott nicht den Unglauben?), ein anderer, so wohl in gleicher Schuld, wird wiederum bekehrt“ 2c. Indem aber die Concordienformel dieses Geheimniß bekennt und dessen Gebiet umschreibt, verbietet sie zugleich das „Grübeln“ und zieht unsere Gedanken immer wieder auf das Gebiet der Offenbarung und den offenbarten Canon: „Israel, daß du verdirbst, die Schuld ist dein; daß dir aber geholfen wird, daß ist lauter meine Gnade.“ Volle Uebereinstimmung herrscht über diesen Punkt bei den Verfassern und Zeitgenossen der Concordienformel. Sonderlich bei ihrer Polemik gegen die Synergisten sprechen sie sich auch über das Geheimniß der discretio personarum aus; denn es ist ja, wie schon gezeigt ist, dasselbe Geheimniß, welches in der Befehrung und in der Gnadenwahl vorliegt. Wir erinnern zunächst an dicta, die schon früher, im Septemberheft 1880 von „Lehre und Wehre“, S. 265—270, citirt worden sind. Jakob Andrea schreibt 1563: „Daß aber diese Gnade oder Gabe des Glaubens nicht Allen gegeben wird, da er Alle zu sich ruft . . . ist ein verschlossenes, Gott allein bekanntes, durch keine menschliche Vernunft erforschliches, mit Scheu zu betrachtendes und anzubetendes Geheimniß.“ In

der von Chemnitz, Selnecker, Kirchner verfaßten Apologie des Concordienbuchs heißt es: „Wenn gefragt wird, warum denn Gott der Herr nicht alle Menschen (das er doch könnte) durch seinen Heiligen Geist befehre und gläubig mache 2c., sollen wir mit dem Apostel sprechen: Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!“ Chemnitz sagt ferner: „Wie kommt es denn, daß Gott dem Juda solchen Glauben nicht ins Herz gibt, daß er auch hätte glauben können, daß ihm könnte durch Christum geholfen werden? Da müssen wir mit unsern Fragen wiederkehren, und sagen Röm. 11: O welch eine Tiefe des Reichthums“ 2c. Und Timotheus Kirchner: „Weil denn der Glaube an Christum eine sonderliche Gabe Gottes ist, warum gibt er ihn nicht Allen? Antwort: Dieser Frage Erörterung sollen wir ins ewige Leben sparen.“ Und Selnecker: „Obgleich Gott aus allen Nichtwollenden Wollende machen könnte, so thut er dies doch nicht; und warum er dies nicht thue, dazu hat er seine gerechtesten und weisesten Gründe, welche zu erforschen unsere Sache nicht ist.“ Wir bitten die lieben Leser, die ganzen, am oben angeführten Ort abgedruckten Citate in ihrem Zusammenhang nochmals zu vergleichen. Wir fügen noch die folgenden Aussprüche rechtgläubiger lutherischer Theologen des 16. Jahrhunderts hinzu. Christophorus Körner, Mitverfasser der F. C., gibt in seinem Commentar zum Römerbrief 1583, Seite 123, eine ganz richtige Erklärung des Begriffs „Verstockung“ Cap. 9, 18.: „Gott verstockt, wenn er die Widerspenstischen und Trotzigen verläßt, sich von ihnen abwendet, zur Strafe, daß sie durch ihre eigene Schuld und Gottes gerechtes Gericht verloren gehen.“ Aber er weiß wohl, daß er damit das Geheimniß, warum Gott gerade die Einen rettet, Andere verstockt, nicht gelöst hat. Er sagt zugleich: „Miseretur Deus cui vult et hoc Dei velle liberum est, et quare velit aut non velit, ipsius arcano consilio est committendum, non curiose quaerenda causa“, das heißt: „Gott erbarmt sich, wessen er will, und dies Wollen Gottes ist frei, und warum er will oder nicht will, ist seinem heimlichen Rath zu befehlen, man darf nicht neugierig die Ursache erforschen wollen.“ Joachim Mörlin schreibt in seiner gegen die Synergisten gerichteten *confessio de libero arbitrio*: „Warum aber Gott nicht gleicherweise Alle wiedergebirt und Allen ohne Unterschied das Licht des Glaubens im Herzen anzündet . . . ist ohne Zweifel theils seinem geheimen Rath zuzuschreiben, den wir nicht erforschen können, theils aber muß nach Gottes offenbartem Wort angenommen werden, daß er Einige wegen ihrer Frevel gerechter Weise straft, auch noch in der Nachkommenschaft.“ Siehe Schlüsselburg, *Catalogus Haereticorum* V, 210. Ferner: „Wenn Einer drauf bringt und fragt, warum Gott nicht gleichmäßig alle Menschen sei es bestraft, sei es befehrt (*cur igitur Deus non aequaliter omnes homines vel punit vel convertit*), so geben wir ihm die Antwort: wir sollen uns innerhalb des offenbarten Worts halten, wir können nichts über solche Dinge feststellen, die nicht offenbart sind.“ (*Loco citato*, S. 216.) Desgleichen bemerkt Mörlin, daß, „wenn Gott nicht überall auf Erden zugleich und gleichermaßen rechtchaffene reine Lehrer und sein unverfälschtes Wort gebe“, dies „keine Ungerechtigkeit oder Parteilichkeit von Gott sei“, sondern „daß er dabei aufs genaueste die Norm (*regula*) der Gerechtigkeit beobachte, freilich nicht nach menschlichem Begriff und Gutbünken, sondern nach seinem eigenen Urtheil“. (L. c., S. 225.) Die Frage, „warum Gott nicht Allen den Glauben anzünde, daß sie Christum ergreifen“, beantwortet er (Seite 228) also: „Die einen Dinge gehören zu den Geheimnissen Gottes (*arcana Dei*), welche wir nicht erforschen können und sollen. Andere Dinge sind uns von Gott offenbart, die wir von ganzem Herzen annehmen sollen. . . . Offenbart ist uns, daß Gott nur die, welche an Christum glauben, selig machen will, und daß der Unglaube aus uns ist. Verborgen aber sind die Gerichte Gottes, warum er den Paulus befehrt, den Caiphas

nicht befehrt, den gefallenen Petrus wieder annimmt, Judas der Verzweiflung überläßt.“ Auch Tilemann Hefhus kommt in seiner Widerlegung der Gründe der Synergisten (Schlüsselburg, S. 316 2c.) wiederholt auf jenes Geheimniß zu sprechen, „warum Gott den Einen erwählt, beruft, wiedergebirt“, „den Andern sich verstocken läßt (indurescere sinat)“, „den einen Gefallenen zu sich zurückruft, bei einem andern seinen Willen nicht ändert“, und bemerkt, daß „Gott das seinem geheimen Rath vorbehalten habe und wir nicht ohne Gefahr unserer Seligkeit dem nachforschen können.“

G. St.

Ueber die Verweigerung des gemeinsamen Gebetes in Detroit von Seiten der Vertreter der Synodalconferenz schreibt *The Lutheran Observer* vom 8. Juli: „In Detroit it was that various branches of our Church met in order to reach a better understanding. To open and close their sessions with ‘psalms and hymns and spiritual songs’ and prayer, of all things best calculated to unify hearts and households, would have been but a most natural thing to do. God and His Church expected it. The outside world looked for it. All were disappointed. It was openly stated that non-church-fellowship precludes fellowship in prayer. If that be so our Master must have forgotten this rock-ribbed principle, for He frequently worshiped with Jews and Judas. Peter and John must have ignored it when they ‘went up together into the temple at the hour of prayer,’ and joined the Christ-slayers. And with what indecorum the very father of Lutheranism behaved when he prayed with and for his beloved co-worker, who at one time was ‘almost Zwinglian,’ at another ‘crypto-Calvinistic,’ and again accused of ‘taking Cruciger’s part;’ whose views Luther himself at one time termed ‘tenacious phantasies,’ and who actually committed the unpardonable crime of writing the ‘Confessio Variata.’ Could Luther have been at all times of one mind with Melancthon? Yet, when in the jaws of death, the former rescued the latter by prayer, saying: ‘Philip, you must still further serve the Lord.’ D. S. Moody and the Bishop of Rome prayed together. But alas! Mr. Moody is discredited by our friends. Should Pharisee and publican meet and pray, but Missourian, Ohioan, and Iowan meet but to debate and differ? It was a Frenchman who, when convinced of the variance of his methods with the facts in the case, rejoined: ‘So much the worse for the facts.’ This should not be the plea of the noble German! We are willing to submit this matter to the unbiased Christian conscience to judge if the brethren of the Synodical Conference beyond all controversy are so superlatively Christian, so purely Lutheran, so superbly logical, so rigidly right? If affirmatively answered, I for one recant and join.” Der *Observer* — nur dies Eine heben wir hervor aus seinen in jeder Hinsicht haltlosen Worten — verlangt also, daß Lutheraner Gebetsgemeinschaft pflegen mit Reformirten, Papisten und Christusfeinden. Und wir sehen auch nicht, wie sich dieser Folge entziehen wollen alle diejenigen, welche Missouri daraus einen Vorwurf machen, daß es in Detroit mit den Ohioern, welche uns für calvinistische Irrlehrer erklären und sich von uns, als von Irrlehrern, getrennt haben, keine Gebetsgemeinschaft pflegen wollte, ehe die Glaubenseinigkeit wiederhergestellt ist. Sind auch die Ohioer und Iowaer bereit, wie die Generalsynodisten, Gebetsgemeinschaft einzugehen mit den Secten und Papisten?

F. B.

Gemeinsames Gebet, die *conditio sine qua non* aller Verhandlungen über Glaubenseinigkeit, — zu diesem ebenso unsittlichen als fanatischen und intoleranten Princip, welches Dr. Jacobs in Pittsburg aussprach, hat sich nun auch der *Lutheran* bekannt. Das iowasche „Kirchen-Blatt“ vom 23. Juli citirt aus dem *Lutheran* fol-

gende Stellen: „Wir sind so weit entfernt, zu billigen, was wir in diesem besonderen Fall als einen durchaus unchristlichen und schriftwidrigen Standpunkt auf Seiten Missouri erkennen, daß wir uns absolut weigern würden, irgend eine lutherische Konferenz zu besuchen, von der öffentliches lautes Gebet ausgeschlossen ist.“ — „Leute, die solchen extremen Standpunkt einnehmen, sollten die Freiheit haben, für sich allein zu bleiben, bis sie Willens sind, den andern nicht nur die Hand zu reichen, mit ihnen zu debattiren, zu essen und zu trinken und zu rauchen, sondern auch mit ihnen zu beten, und darin mit dem kurzen und herrlichen Gebet des Zöllners zu beginnen: ‚Gott, sei mir Sünder gnädig!‘“ Das negative Princip: Keine Verhandlungen über Glaubenseinigkeit mit solchen Lutheranern, welche nicht mit uns gemeinsam beten wollen, scheint hier der Lutheran positiv also vervollständigen zu wollen: Mit wem wir essen und trinken und rauchen dürfen, mit dem können wir auch getrost gemeinsame Gebetsgottesdienste halten. Wir Missouriier bleiben bei unserm alten Grundsatz: Gebetsgemeinschaft ist Kirchengemeinschaft und Kirchengemeinschaft mit Falschgläubigen ist in Gottes Wort verboten, ist in sich selber Unlauterkeit und Lüge, involvirt Verleugnung der Wahrheit und ist somit ein großes Vergerniß in der Kirche. Das iowasche „Kirchen-Blatt“ bekennt sich in derselben Nummer, in welcher es sich darüber beschwert, daß die Vertreter der Synodalconferenz mit den Ohioern und Zowaern in Detroit keinen „gemeinsamen liturgischen Gottesdienst“ halten wollten, zu dem Satz, „daß man mit solchen, die klare Lehren der Schrift beharrlich leugnen, keine Kirchengemeinschaft pflegen dürfe“. Nun haben sich aber die Ohioer vor mehr als 25 Jahren von den Missouriern, als von „Irrlehrern“, getrennt, und 25 Jahre lang haben die Ohioer die Missouriier in der ganzen Christenheit verschrien als calvinistische Irrlehrer. Und von den Zowaern gilt dasselbe. Will also das „Kirchen-Blatt“ consequent sein, so muß es die Ohioer und Zowaer ermahnen, entweder ihren Vorwurf gegen Missouri zurückzuziehen, oder aber es muß sie auffordern, doch ja nicht mit den „missourischen Irrlehrern“ Gebets- und Kirchengemeinschaft zu pflegen. Wir Missouriier machen, auch was die Lehre betrifft, einen Unterschied zwischen Schwachen und solchen, die es nicht sind. Und zu den ersteren nehmen wir, auch was kirchliche Gemeinschaft betrifft, eine andere Stellung ein, als zu den letzteren. Zowa und Ohio aber können wir nicht mehr als Schwache ansehen. F. B.

Von den Kämpfen zwischen der Synodalconferenz und ihren Gegnern schrieb das „Kirchen-Blatt“ der Zowa-Synode vom 11. Juni, daß es sich „in diesen Kämpfen, die längst grundsätzlichen Charakter angenommen haben, um nichts Geringeres handelt als um die Erhaltung der historischen lutherischen Kirche, die in Gefahr steht, von der Synodalconferenz zur Secte gemacht zu werden“. Wieso? Darauf antwortet das „Kirchen-Blatt“ vom 23. Juli: Weil Missouri zu „den Glaubenslehren, die in der Schrift klar geoffenbart sind“, auch rechne seine Uebertragungslehre und seine Lehre vom Antichristen. Was die Uebertragungslehre betrifft, so glaubt Missouri Matth. 18, 17—20., wo Christus der Ortsgemeinde die Schlüssel des Himmelreichs und damit alle geistliche Gewalt verliehen hat. Und mit unserm Bekenntniß glauben wir, daß der Papst „der rechte Endechrist oder Widerchrist“ sei, *enipam esse ipsum verum antichristum* (Müller, S. 308, § 10), weil der Papst die 2 Theß. 2 genannten Merkmale deutlich an sich trägt. Weil nun Missouri mit unserm Bekenntniß diese Lehren rechnet zu den Lehren, zu welchen sie offenbar gehören, nämlich zu den klaren Lehren der Schrift und nicht zu den menschlichen Ansichten und offenen Fragen, und dafür hält, daß jeder Christ schuldig sei, diese Lehren anzunehmen, und weil Missouri demgemäß in der Kirche jede Synodalherrschaft und jeden Chiliasmus verwirft, darum bekämpft Zowa die Synodalconferenz und fordert das Generalconcil auf, in denselben Kampf ein-

zutreten, denn es gelte „die Erhaltung der historischen lutherischen Kirche, die in Gefahr steht, von der Synodalconferenz zur Secte gemacht zu werden“. Nein, nicht Wahrheitsliebe, sondern Fanatismus und Unwissenheit hat dies Urtheil dem iowa-schen Schreiber in die Feder dictirt. Das iowa-sche „Kirchen-Blatt“ hat offenbar eine rechte Vorstellung weder davon, was eigentlich „historisch“ und was „lutherisch“ ist, noch davon, was „Kirche“ und was „Secte“ ist, noch auch davon, was die „Synodalconferenz“ ist. F. B.

Kirchliche Gemeinschaft setzt Einigkeit in allen Stücken der Lehre und Praxis voraus. Das betont mit Recht P. Dffermann im „Lutherischen Kirchenblatt“ von Reading. Er schreibt: „Der ‚Lutherische Zionsbote‘, ein in der Generalsynode herausgegebenes Blatt, bringt in seiner Nummer vom 2. Juni einen letzten Artikel ‚über die intersynodale Conferenz‘. Veranlassung hierzu hat ihm ein Satz gegeben, der in einem meiner Artikel über die Pittsburg-er Conferenz zu lesen stand und der wörtlich so lautete: ‚Kirchliche Gemeinschaft zwischen einzelnen Synoden ist (aber) wesentlich Bekenntnißgemeinschaft; sie setzt voraus, daß die betreffenden Synoden in allen Stücken der Lehre und Praxis völlig mit einander übereinstimmen und sich daher als bekennntnißtreue Lutheraner gegenseitig anerkennen können.‘ Dem ‚Zionsboten‘ ist namentlich der zweite Theil dieses Satzes ein Dorn im Auge. Er gibt sich nämlich alle Mühe, zu beweisen, daß die Forderung einer völligen Uebereinstimmung in Lehre und Praxis als Vorbedingung kirchlicher Gemeinschaft ein Unding sei, ein Verlangen, dessen Absurdität jedem billig denkenden Menschen bei genauer Prüfung von selbst einleuchten müsse. Die von ihm ins Feld geführten Gründe lassen sich etwa in folgende Sätze fassen: 1. Was man zur Bedingung kirchlicher Gemeinschaft machen will, war und ist in Wirklichkeit ihr größtes Hinderniß. 2. Die Forderung einer völligen Uebereinstimmung in Lehre und Praxis wird mit Ausnahme Missouris von keiner lutherischen Synode vertreten und ist erst kürzlich wieder von Iowa entschieden zurückgewiesen worden. 3. ‚Wie will man eine solche Forderung auch schriftlich (sic!) begründen?‘ 4. Wo will man das Ende finden, wenn man einmal anfängt, von allen Stücken der Lehre zu reden? 5. Uebereinstimmung in der Praxis ist vollends ganz unmöglich. 6. Wichtige Fragen der kirchlichen Praxis sind allerdings Kanzelgemeinschaft mit Andersgläubigen und die Stellung zu den Zogen. 7. Aber selbst hinsichtlich dieser Fragen bestimmte Vorschriften zu machen, widerstreitet der christlichen Freiheit, ist Synodahierarchie, Gewissensknechtschaft und päpstliche Anmaßung. 8. Schlußermahnung: ‚Werdet nicht der Menschen Knechte!‘ Es ist nicht meine Absicht, diese Punkte im Einzelnen zu widerlegen. Ich habe sie lediglich citirt, um an einem Beispiel zu zeigen, wie selbst ‚conservative‘ Männer in der Generalsynode über das Bekenntniß als Grundlage aller wahren Einigkeit heute noch denken und schreiben. Will der ‚Zionsbote‘ consequent sein, so muß er ja aus jenen Sätzen den einfachen Schluß ziehen, daß zur kirchlichen Gemeinschaft überhaupt keine Uebereinstimmung in Lehre und Praxis nöthig ist, daß jede Verpflichtung auf das Bekenntniß, welcher Art sie sei, die christliche Freiheit beeinträchtigt, und daß deshalb eine religiöse Gemeinschaft, in welcher jeder glaubt, lehrt und handelt, wie es ihm gefällt, das höchste Ideal der christlichen Kirche darstellt. Der ‚Zionsbote‘ scheute sich natürlich, diese Consequenzen zu ziehen. Aber seine ganze Beweisführung läßt sich doch nur vom Standpunkte eines verschwommenen Unionismus verstehen, der principiell für die Gleichberechtigung aller Richtungen eintritt und alle Glaubenswahrheiten auflöst in subjective Meinungen. Dies ist auch in der That der Standpunkt der Generalsynode. Wohl schreibt der ‚Zionsbote‘: ‚Als Lutheraner nehmen wir ja alle die Augsburgische Confession als unser Hauptbekenntniß an.‘ Aber wie wenig ist doch eigentlich damit gesagt. Der lutherische

Charakter einer Synode wird durch die bloße Annahme der Augsburgerischen Confession noch keineswegs verbürgt, wenn nicht dafür gesorgt ist, daß ihre Glieder auch wirklich darnach lehren und handeln. Nun wird jeder, der die Zustände in der Generalsynode einigermaßen kennt, mir bezeugen, daß man sich dort im Großen und Ganzen herzlich wenig darum kümmert, was die einzelnen Pastoren lehren und welche Praxis sie befolgen. Gewiß, man unterschreibt die Augsburgerische Confession (warum sollte man auch nicht?), man läßt sie gelten — als ein Aushängeschild; aber damit hat es auch sein Bewenden. Es bleibt dem Belieben jedes Einzelnen überlassen, wie viel oder wie wenig er schließlich für seine Person von ihr annehmen will. Die Synode hat nichts dagegen, wenn ihre Glieder bekennntreue Lutheraner sein wollen. Sie hat aber auch nichts dagegen, wenn ihre Pastoren grundstürzende Irrlehren verbreiten, mit gottlosen, unchristlichen Gesellschaften sich verbinden und allerlei Sectenprediger auf ihre Kanzeln lassen. So herrscht allerdings in der Generalsynode völlige Freiheit, aber es ist nicht die Freiheit in der Wahrheit. Der Jammer heutzutage ist, daß man in unserer Kirche überall den Pinsel der Schönmalerie führt, daß man sich selbst und andere durch schöne Reden täuscht, während man gegen offenbare Schäden und Gebrechen in der eigenen Mitte beharrlich die Augen zuschließt. Der „Zionsbote“ könnte seiner Synode einen wirklichen Dienst leisten, wenn er gegen jeden Unfug im eigenen Lager, gegen jede Religionsmengerei, gegen alle ungesunde Lehre und un-lutherische Praxis ein kräftiges, mannhaftes Zeugniß ablegen wollte.“ F. B.

Menschliche Ansichten über religiöse Thatsachen, — das ist seit Schleiermacher der Inhalt der Theologie. Theologie sei Reflexion über die Thatsachen der Religion. Das Product dieser Reflexion seien die christlichen Lehren, in welchen unser Wissen um die Thatsachen der Religion formulirt würden. Gewiß, oder doch quasi gewiß seien nur die Thatsachen; die christlichen Lehren seien unsichere Speculationen. *The Church Times* (episkopal) sagt in einem Artikel: „Facts and Opinions“: „Religion muß auf bestimmten Thatsachen ruhen. Es ist ein Verhältniß des Menschen zu Gott, und gewisse elementare Thatsachen die menschliche Natur und die göttliche Natur betreffend müssen angenommen werden, ehe sie möglich wird. Die christliche Religion ist ein Verhältniß des Menschen zu Gott, vermittelt durch Jesum Christum, und gewisse elementare Thatsachen mit Bezug auf die Person Christi müssen angenommen werden, ehe sie möglich wird. Diese wenigen elementaren Thatsachen sind die Grundlage des christlichen Glaubens. Um dieselben hat man ein glänzendes Gewebe theologischer Meinungen gewoben, dessen Bestandtheile, was die Gewißheit betrifft, wechseln vom beinahe positiven Wissen bis herab zur zweifelhaftesten Vermuthung. Aber auch die unbestreitbarsten Sätze der Theologie sind immer noch weit entfernt von der Darstellung der Thatsachen, um welche jene sich bewegen. Diese Darlegung der Thatsachen sind die dogmatischen Aussagen der Kirche, die als die Grundlage des religiösen Denkens angenommen werden. Aber selbst diese fundamentalen Sätze sind nothwendiger Weise gekleidet in menschliche Sprache, welche die göttliche Wahrheit nicht adäquat zum Ausdruck bringt. Die Thatsache selber ist immer größer als die Darlegung der Thatsache. Und wir brauchen hier auch nicht zu unterscheiden zwischen der Sprache der Bekenntnisse und der Sprache der Bibel. Es ist alles menschliche Sprache; alles ist, auch im besten Fall, inadäquat... Theologische Meinung ist Speculation über die postulirten Thatsachen, nicht mehr und nicht weniger. Sie befindet sich im beständigen Fluß. Doch gibt es auch hier bleibende Elemente. Es gibt theologische Sätze, über welche nach dem Urtheil der Theologen eine Controverse unstatthaft ist. Sie behaupten nicht, daß keine mögliche Entdeckung sie ungültig machen könne; sie halten sie so lange für wahr, bis Gegenbeweise vorliegen.“ — Die Theologie ist hiernach weiter nichts als eitel ungewisse

menschlische Speculation. Und so ist es auch in der Wahrheit, sobald die Theologie das Schriftprincip verbunden mit der Verbalinspiration fahren läßt. F. B.

The permissive use of the Revised Version, — das war ein Hauptgegenstand der Verhandlungen auf sämmtlichen Conventionen der Episcopalen. Das Resultat ist nach dem *Churchman* folgendes: "Out of forty-three conventions, therefore, California, Georgia, Indianapolis, Lexington, Long Island, Los Angeles, Massachusetts, Pennsylvania, Pittsburgh, Rhode Island, South Carolina, Southern Ohio, Washington, Western Massachusetts, Western Michigan and West Virginia, sixteen in all, with the district of Spokane, favor permissive use of the Revised Version; while eight dioceses, Colorado, East Carolina, Iowa, Missouri, Nebraska, Ohio, Texas and West Missouri, with the district of Oklahoma, oppose the permissive use of the Revised Version. Alabama, Arkansas, Chicago, Dallas, Delaware, Florida, Kansas, Kentucky, Louisiana, Maine, Mississippi, Maryland, Minnesota, Newark, New Jersey, Quincy, Tennessee, Virginia and Western New York, nineteen dioceses, together with seven districts, took no action." F. B.

Unglaube unter den Baptisten. Im *Independent* von New York hat Prof. Kaushenbusch vom theologischen Seminar der Baptisten in Rochester, N. Y., einen Artikel veröffentlicht, dem der ungläubige *Independent* großen Beifall zollt. Die Ueberschrift dieses Artikels lautet: "The New Evangelism." In demselben heißt es unter anderm: "The powerlessness of the old evangelism is only the most striking and painful demonstration of the general state of the churches. Its cause is not local nor temporary. It does not lie in lack of hard work or of prayer or of keen anxiety. It lies in the fact that modern life has gone through immense changes, and the church has not kept pace with it in developing the latent moral and spiritual resources of the gospel which are needed by the new life. It has most slighted that part of the gospel which our times most need. It lacks an ethical imperative which can induce repentance. . . . The new evangelism which shall overcome these barriers and again exert the full power of the gospel cannot be made to order nor devised by a single man. It will be the slow product of the fearless thought of many honest men. It will have to retain all that was true and good in the old synthesis, but advance the human conception of salvation one stage closer to the divine conception. It will have to present a conception of God, of life, of duty, of destiny, to which the best religious life of our age will bow. It will have to give an adequate definition of how a Christian man should live under modern conditions, and then summon men to live so." — Prof. Kaushenbusch gehört hienach auch zu den liberalen Theologen, welche das alte Evangelium von der Buße und Vergebung der Sünden ersetzen wollen durch eine moderne Moral. F. B.

Sterben die Theologen aus? Das behauptet Professor Scott von dem theologischen Seminar der Congregationalisten in Chicago. Er schreibt: "One result of religious uncertainty is the disappearance of the theologian. The younger scholars, under radical influences, have turned away from theology; so that now it is very difficult in America to find men qualified to become professors of theology." — Thatsache ist, daß wirkliche Theologen, die sich nicht von der Vernunft und von menschlichen Autoritäten, sondern allein und in allen Stücken von der Schrift leiten lassen, rarae aves geworden sind, nicht bloß in Europa, sondern auch in America, auch nicht bloß unter den Secten, sondern auch in der lutherischen Kirche.

Sonntagsschul-Weltcongreß in Palästina. In der „E. R. Z.“ berichtet ein Correspondent aus Jerusalem: „Die Monate März und April dieses Jahres haben uns eine ungewöhnlich große Menge von Reisenden gebracht. Es waren im Ganzen jedenfalls über 20,000. Sie kamen oftmals in so großen Gesellschaften, daß die vorhandenen Gasthäuser zur Unterbringung derselben nicht ausreichten. Bei solchen Gelegenheiten thun immer die großen katholischen Pilgerhospize ihre Thore auf und nehmen auch andersgläubige Gäste gegen Entschädigung auf. Die größte der diesjährigen Gesellschaften war — 1300 bis 1400 Seelen stark — die englisch-amerikanische, die auf zwei deutschen Dampfern hierherkam, um vom 16. bis 18. April den vierten Sonntagsschul-Weltcongreß abzuhalten. Sie hatte für ihre Versammlungen ein circa 50 Meter langes Zelt in der Nähe des Damascusthores aufgeschlagen und versammelte dort öfters 1500 bis 1800 Menschen. Am Sonntag, den 17. April, hielten sie dort Vormittags einen englischen, sehr gut besuchten Gottesdienst ab, bei dem ein Londoner Geistlicher predigte. Ein großer Singchor trug, wie bei allen folgenden Versammlungen, sehr ansprechende Weisen vor. Zum Schluß wurde das apostolische Glaubensbekenntniß von den Vertretern der 17 Denominationen, die dabei theilhaftig waren, gemeinsam gesprochen und das Vater-Unser gebetet. Am Nachmittag vereinigte man sich in demselben Local zur gemeinsamen Feier des heiligen Abendmahls, wobei 20 bis 25 Geistliche bei sehr zahlreicher Theilnahme thätig mitwirkten. Die Conferenzen zur Berichterstattung und Berathung über die Sonntagsschulsache fanden am 18. und 19. April statt. Die Arbeitsgebiete, aus denen Berichte entgegengenommen wurden, waren außerordentlich mannigfaltig, obwohl sie sich fast ausschließlich auf americanische und englische Betriebe beschränkten. Die ausgedehnte Sonntagsschularbeit in Deutschland z. B. fand kaum Erwähnung. Die Berichtserstatter waren alle selbst Sonntagsschullehrer; auch Lehrerinnen ließen sich hören. Selbst ein americanischer Neger fehlte als Sonntagsschulvertreter nicht und diente als Dolmetscher bei einer Ansprache eines abessinischen Generals. Erstaufländige Zahlen von Sonntagsschülern konnten angegeben und von großen Resultaten konnte berichtet werden. In Indien z. B., wurde mitgetheilt, werde in 32 Sprachen und Dialecten unterrichtet, wobei Kinder und Erwachsene als Schüler Theil nehmen. Die Schüler zählen dort nach Hunderttausenden. — Am folgenden Tage wurde eine Committee zur Gründung und Pflege von Sonntagsschulen im Heiligen Lande constituirt und Abends eine Schlußversammlung gehalten, bei der Bekenntnisse über den persönlichen Segen, den die Versammlungen gestiftet, in meist ganz kurzen Ansprachen, zum Theil mit überschwänglichen Worten, abgelegt wurden. . . Es waren neben zahlreichen Methodisten und Baptisten und andern Denominationen auch Lutheraner, Reformirte — dabei manche Deutschamericaner — und Glieder der englischen Kirche vertreten. Ungewohnt war uns Deutschen die Verquickung von Spaß und Humor mit dem tiefsten religiösen Ernst und das spielende Ueberspringen des einen in das andere. Als Ort des nächsten Weltcongresses wurde Calcutta in Aussicht genommen.“

II. Ausland.

Die XI. Allgemeine Evangelisch-Lutherische Conferenz wird sich vom 26. bis 29. September in Moskau versammeln. Programm: „Montag, 26. September, Nachmittags: Vorbesprechung der ‚Engeren Conferenz‘. Abends: Begrüßung. Vortrag von P. Dehlkers in Hannover: ‚Das Bekenntniß im Berufsleben.‘ Dienstag, 27. September: Eröffnung der Conferenz durch einen Hauptgottesdienst, mit Predigt von P. Armknecht in Linden-Hannover. ½12 bis ½4 Uhr: Erste Allgemeine Versammlung. 1. Vortrag von Generalsuperintendent D. Raftan in Kiel: ‚Taugt

das evangelisch-lutherische Bekenntniß für das 20. Jahrhundert?' 2. Vortrag von Oberpfarrer Seidel in Lichtenstein: 'Was können wir thun, daß die Landeskirche Volkskirche wird?' Mittwoch, 28. September: Sonderconferenzen: 1. für die Presse, 2. für die Innere Mission, 3. für die Verwalter von Sammelstellen, 4. für den Gotteskastenverband, 5. für Heidenmission, 6. für Auswanderermission, 7. für Judenmission. Abends: Deffentlicher Gemeindeabend. 1. Vortrag von Prof. D. Späth in Philadelphia: 'Die internationale Bedeutung des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses.' 2. Vortrag von Rector Dr. Bezzel in Neuendettelsau: 'Die anti-römische Bedeutung des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses.' Donnerstag, 29. September: Zweite Allgemeine Versammlung. 1. Vortrag von Prof. Dr. Voech in Augsburg: 'Der Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten.' 2. Vortrag von Bischof Ullman in Strengnäs, Schweden: 'Die Bedeutung und Wichtigkeit des Gebets in der jetzigen Lage unserer evangelisch-lutherischen Kirche.' Schlußgottesdienst: Predigt von Kirchenrath Brückner in Schloen i. M."

Von dem am 29. Mai in Rostock verstorbenen D. Vold schreibt die „A. E. L. R.“: „Das seine Theologie am meisten charakterisirende Werk trägt den Titel 'Heilige Schrift und Kritik' 1896. Im Wesentlichen schloß er sich hier an die Gedanken seines Lehrers Hofmann an, für den er sein Leben hindurch ein unermüdlicher Herold blieb. D. Vold scheute sich nicht, seine Abhängigkeit von diesem Ganzgroßen in der neueren Theologie zu bekennen. Kleine Geister haben ja die Neigung, möglichst früh und möglichst vollständig ihre Selbständigkeit zur Schau zu tragen. Sie können die Zeit nicht abwarten, selbst Meister zu sein, und leben dann der Einbildung, alles neu aus ihren kleinen Köpfen herausspinnen zu müssen. Es gehört dagegen gerade zur persönlichen wie auch zur theologischen Größe D. Volds, daß er sich nicht weigerte, der Schüler eines Größeren zu bleiben und dessen Grundgedanken in seiner Aneignung und Ausführung vorzutragen. So hat er denn Hofmanns Gedanken von dem heilsgeschichtlichen Charakter der göttlichen Offenbarung, von dem ewigen Werthe der heiligen Schrift trotz, ja gerade wegen der Ablehnung der Verbalinspiration und ihrer Irrthumslosigkeit, der Bedeutung der Schrift für die Kirche, der Hofmannschen Methode des Kanons gewiß zu werden, erhalten. Und das war eine nothwendige und segensreiche Arbeit. D. Vold ist es nicht zum wenigsten zu danken, wenn gerade jetzt die Hofmannsche Gedankenwelt zu neuem Leben und Macht erwacht, und manches, was er ihr zugefügt hat, wird dabei mit eingehen als ein werthvolles Ferment in die Arbeit derer, die um eine geistesmächtige, lutherische Theologie am Anfange des 20. Jahrhunderts ringen. Zu ihren Vätern und Ahnherren wird D. Vold stets gezählt werden, und der Schmerz ergreift uns von neuem, daß er nicht länger über ihr walten durfte, um ihr die Züge seines festen und echten Lutherthums unauslöschlich einzuprägen.“ Hofmann hat, wie kein zweiter unter den lutherischen Theologen des neunzehnten Jahrhunderts, das lutherische Schriftprincip und die centrale Wahrheit des Christenthums von der Stellvertretung Christi bekämpft. Auch der „Alte Glaube“ rühmt von D. Vold: „Er stand, was seine Fachwissenschaft anbetrifft, durchaus auf dem Boden der heilsgeschichtlichen Auffassung, die Hofmann begründet hat. Nichts war ihm unsympathischer als jene mechanistische, lehrgezetliche Betrachtung der heiligen Schrift, wie sie zuletzt noch Hengstenberg vertreten hat.“ D. Vold hat öffentlich die wörtliche Eingebung und Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift geleugnet und bekämpft. Und gerade dies wird ihm nun von lutherischen Blättern als ein besonderes Verdienst angerechnet! F. B.

Vom Kirchenbesuch in Deutschland schreibt P. Reimann in der „E. L. Z.“: „Daß der Besuch unserer Kirchen im Allgemeinen seit Jahrzehnten — mit einzelnen Ausnahmen — insonderheit der männlichen Bevölkerung sehr stark zurückgegangen ist,

das bezeugen nicht nur die meisten Synodalberichte, sondern das lehrt auch der sonntägliche Einblick in so viele Kirchen. Freilich fehlt es — besonders auch bei freisinnigen Geistlichen — nicht an Zeugnissen, welche selbstzufrieden zum Beweis des Gegentheils auf die zeitweise — vornehmlich auch an besondern und hohen Festtagen: Bußtag, Todtenfest, Charfreitag u. a. — gefüllten Gotteshäuser hinweisen. Aber bei solcher Schönschere wird außer Betracht gelassen, daß die Zahl der Kirchen im Verhältniß zu der wachsenden Seelenzahl, wenn nicht mehrfach dieselbe geblieben, so doch nur in minimalem Maße sich vermehrt hat. Wenn z. B. in einer Stadt seit Jahrhunderten, wo dieselbe damals 8 bis 10 Tausend Einwohner zählte, sich zwei Gotteshäuser der Evangelischen befanden, und heute, wo etwa 50,000 der letzteren vorhanden sind, noch dieselbe Anzahl von Kirchen existirt und leider auch zumeist ausreichend ist, so ist das ein überaus trauriges Ergebnis, und nur ein Mangel an der einfachsten arithmetischen Berechnungsgabe kann darüber hinwegtäuschen. Denn dem Verhältniß nach müßten jetzt statt zwei vielmehr zehn Kirchen vorhanden und besucht sein. — In einem andern, mir auch nahe bekannten Ort ist das Verhältniß so, daß in demselben, als die evangelische Gesamtgemeinde etwa 6000 Seelen zählte, zwei Kirchen vorhanden waren und jetzt, nachdem die Zahl der evangelischen Gemeindeglieder auf annähernd 30,000 gestiegen ist, also sich fast verfünffacht hat, diese beiden Kirchen noch vollständig genügen und dabei oft noch spärlich besucht sind. An anderweitigen ähnlichen Beispielen dürfte es wohl nicht fehlen; und in Großstädten werden die hier angeführten Verhältnisse wohl proportionaliter auch so ziemlich zutreffen.“ — Den Hauptgrund dieser traurigen Thatsache findet P. Reimann darin, daß „so viele Predigten, die doch nun einmal den Mittelpunkt des evangelischen Gottesdienstes bilden, jeglicher Anziehungskraft entbehren“. Ein ernstes Verlangen nach Gottes Wort, welches allein die Leute auf die Dauer in die Kirche zieht, kann nur da entstehen, wo das Gesetz in seiner ganzen Schärfe und das Evangelium in seiner ganzen Süßigkeit gepredigt wird. F. B.

Zur Abendmahlskelchfrage theilt P. Dr. Behrmann im „Hamburger Kirchenblatt“ Folgendes mit: „Eine sehr seltsame Art, den Wein im Sacramente zu empfangen, nämlich durch ein Röhrchen, ist in Hamburg lange Zeit Sitte gewesen. Der Gebrauch dieser *Fistula eucharistica* (Abendmahlsröhrchen) ging in der katholischen Kirche vielfach der Entziehung des Kelches voraus. Nach Einführung der Reformation war das Abendmahlsröhrchen längere Zeit in Churbrandenburg (wahrscheinlich als halbkatholische Sitte) gebräuchlich. In einem 1740 in Bremen erschienenen Werke über diese *Fistula eucharistica* wird als allgemein bekannt vorausgesetzt, daß in Hamburg eine solche gebraucht werde, und in einem 1820—1830 erschienenen Memoirenwerke eines Hamburgers heißt es etwa so: „Will denn niemand die ekelhaften Abendmahlsröhrchen abschaffen?“

Was der Jugend in unsern höheren Schulen heute geboten wird, dafür ein Beispiel. In dem Religionsbuch für die Oberstufe (der Gymnasien und Realgymnasien) von Haffmann und Köster heißt es S. 205: „Ohne Weiteres sind die Krankenheilungen Christi, besonders auf den Gebieten, wo Nerven- und psychologische Leiden zusammenreffen, allein durch die Willenseinwirkung einer machtvollen Persönlichkeit verständlich, denn dafür haben wir Analogien. Schwieriger sind die Wunder an der unpersönlichen Natur (Verwandlung von Wasser in Wein, Stillung des Sturmes ic.), und die Todtenerweckungen. Für die Beurtheilung dieser Wunder werden wir uns fragen müssen, ob sie der Natur, dem Wesen Christi gemäß sind. Zu seinem Wesen gehört die wahre Menschheit; wenn die berichteten Wunder diese aufheben, wenn sie seinem sonstigen Handeln die innerste Wahrheit nehmen (!), wenn die Erzählung noch dazu jeden sittlich-religiösen Zweck vermissen läßt und uns die Wunderthat als rein

willkürlich darstellt (z. B. bei der Hochzeit zu Cana), dann haben wir wohl das Recht zu sagen: solche Wunder können so nicht von Christo gewirkt sein, als sie uns berichtet werden. Denn Christus war kein Zauberer, sondern stellte seine Wunderkraft in den Dienst seiner heiligen Sache.“ Ein anderes Pröbchen dieses Religionsunterrichts (S. 207 b): „Zur Zeit Christi war man allgemein gewohnt, Personen oder Sachen (!), denen man einen höheren, unvergänglichen Werth beilegen wollte, für präexistent anzusehen, das heißt, man war überzeugt, sie hätten schon vor Erschaffung der Welt existirt und ihr Dasein in dieser Erscheinungswelt wäre nur das Abbild ihres himmlischen Urbildes (vgl. das ‚obere Jerusalem‘, Gal. 4, 26. Offenb. 21. 2.). Diese Lehre von der Präexistenz hat besonders Paulus angezogen, um den göttlichen Ursprung Jesu Christi zu erklären.“ Und was sagt die Unterrichtsverwaltung vom Religionsunterricht? Klar und wahrhaft erfreuend sind die Forderungen der Lehrpläne, z. B. S. 8: „Der evangelische Religionsunterricht an höheren Schulen verfolgt das Ziel, die Schüler durch Erziehung in Gottes Wort zu charaktervollen christlichen Persönlichkeiten heranzubilden, die sich befähigt erweisen, dereinst durch Bekenntniß und Wandel . . . einen . . . heilsamen Einfluß innerhalb unsers Volkslebens auszuüben.“

(Gottthold.)

Unglaube in der Volksschule. In einem Vortrag über das Alte Testament vor dem Pädagogischen Verein zu Dresden stellte Dr. Braasch aus Jena folgende Forderungen für den Unterricht in der Volksschule: „Man muß schlichte Wahrhaftigkeit üben. Die Kinder müssen wissen, daß Gott nie so mit den Menschen geredet, daß es niemals eine Wortoffenbarung im alten Sinne gegeben hat, daß Gott aber trotz alledem eine gewaltige Sprache mit uns redet, daß er sich in uns, in unserm Herzen, in Freud und Leid, in der Natur geoffenbart hat. Die Kinder müssen wissen, wie es mit der Bibel steht, daß auch Sagen, allerdings heilige Sagen, sich darin befinden. Die Gebilde dichterischer Phantasie müssen ihnen als solche zum Bewußtsein kommen. In dem biblischen Lesebuche soll auf der ersten Seite als Ueberschrift stehen: Heilige Sage. Der Schöpfungsbericht soll die Ueberschrift tragen: Wie ein frommer Mann sich die Entstehung der Welt gedacht hat. Zweiter Schöpfungsbericht: Wie ein anderer frommer Mann sich die Entstehung der Welt noch anders gedacht hat. Geschichte der Erzpäter: Israelitische Volksagen. So zu verfahren, schadet keinem Kinde etwas, aber es wehrt alle dem Uebel, das aus dem Gegentheile entsteht. Wenn eine Macht es hindert, daß so verfahren wird, läßt sie schwere Verantwortung auf sich.“ Die „Sächsischen Schulzeitung“ berichtet: „Zubellender Beifall. Wiederholt wird dem Vortragenden zum Ausdruck gebracht, wie er der überaus zahlreichen Versammlung aus dem Herzen geredet hat. In gehobener Stimmung ging man zu später Stunde aus einander.“

Ueber die Inspiration der heiligen Schrift sagte Generalsuperintendent D. Braun aus Berlin auf der Berliner Pastoralconferenz: „Es gibt aber [unter den Gemeinschaftsleuten] auch andere liebe Leute, und die Sorge um diese treibt mich, heute ein Wort zu reden. Mit fragenden Blicken sehen dieselben jetzt auf uns Geistliche, denn sie werden verwirrt und ängstlich durch mancherlei nicht verständliche Aeußerungen über die heilige Schrift auch von wohlmeinender Seite. Sie hörten die Worte: Wir haben keine inspirirte Bibel und sie fragen sich: Hat der Heiland zu viel behauptet, wenn er sagt: ‚Die Schrift kann nicht gebrochen werden‘? Sagt der zweite Petribrief mit Unrecht: ‚Die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem Heiligen Geist‘? Von ihren Geistlichen erwarten sie, daß sie ihren Standort in dieser Frage da einnehmen, wo Christus und die Apostel stehen. Und gewiß, wer bei Christo und den Aposteln steht, befindet sich in guter Gesellschaft; ob die Gesellschaft Wellhausen's und der andern gelehrten Herren dieser vorzuziehen ist,

dürfte doch fraglich sein. Warum sagt man uns nun immer wieder von neuem: aber der Inspirationsbegriff der alten Dogmatiker des Protestantismus ist doch unhaltbar? Es wird ja von niemand verlangt, daß er ihn festhalte. Es ist das ein Versuch gewesen, das Geheimniß zu klären; auf einen solchen Versuch kann sich die Kirche nicht festnageln lassen. Aber die Thatsache bleibt bestehen und muß bezeugt werden, daß es Gott gefallen hat, seiner Gemeinde eine Urkunde der Heilsgeschichte und der Offenbarung zu geben und daß er die Schreiber derselben in Stand gesetzt hat, dieselbe zweckentsprechend zu verfassen. Das nennen wir Inspiration und an dieser Inspiration halten wir fest. Die größte Furcht scheinen manche vor dem Begriff der Verbalinspiration zu haben. Und doch ist nicht zu leugnen, daß Paulus eine Verbalinspiration für sich in Anspruch nimmt, wenn er sagt: „Welches wir auch lehren mit Worten, die der Heilige Geist lehret.“ Von Worten spricht er, nicht von Wörtern; aber von den Worten sagt er, daß sie nicht ohne den Einfluß des Heiligen Geistes gefunden seien. Eine so mechanische Scheidung konnte er sich nicht denken, daß er sagen dürfte: meine Gedankenarbeit stand zwar unter dem Einfluß des Geistes, aber der Ausdruck des Gedankens war davon ausgeschlossen. Der Gedanke gewinnt durch den Ausdruck doch erst seine volle Klarheit. Der präcise Ausdruck, das Wort, vollendet den Gedanken erst. Auch die Propheten nehmen Verbalinspiration für sich in Anspruch, wenn sie rufen: „So spricht der Herr.“ Luther gibt ihnen recht, oft gebraucht er in seinen Predigten, wenn er Bibelstellen citirt, die Wendung: „So spricht der Heilige Geist.“ Wenn Goethe seinem Freunde Herder den Rath gab, in seinen Predigten lose Bibelstellen einzuflechten, weil sie wie Glockentöne klingen würden, so sagte er damit, daß auch er in den biblischen Aussprüchen die Macht und Fülle eines Geistes wahrnahm, dessen Rede in das innere Leben des menschlichen Geistes hineinklingt, wie kein Menschenwerk es kann. Die großgedruckten Sprüche, sagte Tholuck, das sind die, wodurch die meisten Menschen selig werden. Warum? Weil die Seelen es erfahren, daß Gott zu ihnen in diesen Worten redet. Wir müssen die Gemeinde beruhigen und bezeugen, daß die heilige Schrift das ist und bleibt, wofür der Heiland sie gehalten hat: ein vollkommen sicherer Führer zum Leben. Es ist nicht zu verwundern, daß in mehreren tausend Jahren beim Abschreiben eine Menge Varianten entstanden. Zu verwundern ist nur, daß dieselben das Wesentliche der Heilsgeschichte nirgends in Frage stellen. Offenbar hat die göttliche Vorsehung darüber gewaltet, es war sein Wille, seiner Gemeinde die Urkunde seiner Heilsgeschichte zu geben, und er hat dafür gesorgt, daß sie uns erhalten blieb. Was neben den großen Hauptsachen der Offenbarung, die unbeanstandet überliefert sind, durch Schuld des Abschreibens an Schwierigkeiten und Differenzen übrig geblieben ist, macht den Eindruck, als wenn Gott sagen wollte: Diejenigen, welche sich stoßen wollen an diesem Buch, sollen doch auch Gelegenheit dazu haben, denn „bei den Frommen ist er fromm, bei den Verkehrten verkehrt.“ (Ev. R. Z. vom 26. Juni.) D. Braun kennt offenbar die Lehre der alten Dogmatiker nicht. Ihnen ist es nicht im Traum eingefallen, das Geheimniß der Inspiration erklären zu wollen. Sie haben nur das zusammengefaßt, was die Schrift selbst von sich ausagt und Christus, die Propheten und die Apostel bezeugen.

F. B.

Von den Zuständen in der evangelischen Landeskirche Badens schreibt die „E. R. Z.“: „In diesem Musterland des Liberalismus müssen die evangelischen Christen geradezu um Gleichberechtigung kämpfen. Sie werden stets unterdrückt und zurückgesetzt; es gilt dem Liberalismus schon als ein unglaubliches Zugeständniß, wenn den Positiven an der Landesuniversität 1 Professor und im Oberkirchenrath 1 Mitglied bewilligt wird. Der Liberalismus ist eben in der Praxis intolerant; seine Toleranz steht nur auf dem Papier. Die badische Landeskirche wird officiell

zu einem Sprechsaal für die verschiedensten religiösen Gemeinschaften herabgesetzt. Die christliche Kirche ist eine Bekenntnissgemeinschaft; aber wo Bekenntniß und Bekenntnißlosigkeit, Glaube und Unglaube amtlich als gleichberechtigt anerkannt werden, wird die Kirche nur als ein Verwaltungskörper angesehen. Bleiben können die Verhältnisse in ihr so nicht, die stete Verleugnung des christlichen Glaubens muß zu einer Selbstvernichtung führen. Durch den Mannheimer Gemeindefkirchenrath hatte die kirchlichliberale Vereinigung in Mannheim an den Oberkirchenrath zur Vorlage an die Generalsynode einen Antrag eingebracht, der die in Baden thatsächlich bestehende Anerkennung des Unglaubens auch grundsätzlich anerkannt wissen wollte und auch ein neues Glaubensbekenntniß vorschlug. Es sollte folgendermaßen lauten: „1. Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden. 2. Ich glaube an Jesus Christus, unsern Erlöser, den Gottessohn, der uns zur Gotteskindschaft, den Menschensohn, der uns zur Menschlichkeit führt, den Herrn und das Haupt seiner Gemeinde. 3. Ich glaube an den Heiligen Geist, den Geist Gottes in der Menschheit, den Geist Christi in der Christenheit, der uns heiligt, einigt und das ewige Leben gibt (verbürgt).“ Der badische Oberkirchenrath hat es zwar abgelehnt, den Antrag vor die Generalsynode zu bringen, aber sonst grundsätzlich den Antragstellern recht gegeben. Er sagt nämlich: „Es ist unzweifelhaft, daß in der evangelischen Kirche von lange her zwei Strömungen sind, die beide ebenso natürlich wie unentbehrlich erscheinen: auf der einen Seite diejenige, welche den von der Reformation überkommenen Besitzstand ungeschmälert zu wahren, auf der andern Seite eine solche, die ihn stets von neuem zu prüfen und mit der modernen Weltanschauung in Einklang zu bringen sucht! . . . Dieser Zustand entspricht dem schon so oftörterten Bekenntnißstand unserer Kirche.“ Die Mannheimer erklärten sich mit dieser Antwort zufrieden. Sie zogen auch sofort die nöthigen Folgerungen, indem sie von den entgegenstehenden Behauptungen der Orthodoxen erklären, daß sie „nach dieser autoritativen Erklärung des Kirchenregiments“ für die Zukunft zu unterbleiben haben.“ — Von der badischen unterscheiden sich die übrigen deutschen Landeskirchen nur graduell. Sie alle dulden auf ihren Lehrstühlen und Kanzeln grobe Irrlehrer, ja, vielfach offenbare Christusleugner.

F. B.

Simultanisirung des Religionsunterrichts. Die „Vossische Zeitung“ fordert jetzt auch die „Simultanisirung des Religionsunterrichts“ (das heißt, daß der Religionsunterricht für Katholiken, Lutheraner, Reformirte, ja, auch Juden und Heiden derselbe, also ein entchristlichter sein soll) und beruft sich darauf, daß die deutsche Lehrwelt, abgesehen von unbedeutenden in conservativen Anschauungen befangenen Minderheiten, nicht nur der Idee der Simultanschule treu bleibe, sondern, wie der jüngst abgehaltene Königsberger Lehrertag zeige, auch den Religionsunterricht simultanisiert sehen wolle. Der Lehrertag hat ausdrücklich verlangt, daß „in allen Schulen unter Befreiung von jeglicher kirchlicher Beaufsichtigung von den Lehrern ein Unterricht erteilt werde, der sich auf das allen Confessionen gemeinsame sittliche Erbgut beschränkt“. Das läuft also auf eine Art von Moralphunterricht hinaus, wie er in den öffentlichen Schulen Frankreichs erteilt wird. Für Schulgebete an den auf diese Weise völlig simultanisirten Schulen ist auch bereits gesorgt, da das Organ der freisinnigen berrnischen Lehrerschaft kürzlich eine Auswahl „moderner Schulgebete“ veröffentlicht hat. Die „Freiburger Zeitung“ druckt aus ihr folgendes „Gebet“ ab: „Wir wollen uns ernsthaft zusammennehmen, Damit der Lehrer sich nicht braucht zu grämen. Wir wollen nicht schwätzen, nicht lärmern nicht lachen, Noch auf den Boden werfen die Sachen. Wir wollen uns aufmerksam, fleißig zeigen, Zum Sprechen aufgefordert, nicht schweigen, Uns überhaupt alle so aufführen heut, Daß Eltern und Lehrer es herzlich freut.“

Von der Tyrannei der Liberalen auf der Universität in Straßburg schreibt der „Alte Glaube“: „Nirgends konnte sich die moderne Theologie so ungehindert ausbreiten und entfalten als in den Reichslanden. Die Facultät ist seit Jahren einheitlich. Sie duldet keinen Vertreter des kirchlichen Bekenntnisses in ihrer Mitte. Geht man aber ihren Spuren nach, so entdeckt man einen Geist der Herrschsucht und der Unverträglichkeit, der merkwürdig genug von dem Schlagwort der Freiheit absticht, das bei jeder Gelegenheit zu vernehmen ist. Die Professoren pochen auf ihre Lehrfreiheit und weisen alle Klagen der Kirche als einen Eingriff in ihre souveränen Rechte ab. Die Studenten aber stehen unter einem Lehrzwang, der kaum glaublich erscheint. Jede freie Bewegung wird ihnen mit einer wahrhaft erfinderischen Geschicklichkeit abgeschnitten. Der Besuch altdeutscher Hochschulen wird in den ersten Semestern nicht gerne gesehen, in den späteren unmöglich gemacht. Den Genuß von Stipendien aus der alten lutherischen Zeit, die treue Glieder der lutherischen Kirche für lutherische Studenten bestimmt haben, macht man von der Anwesenheit in Straßburg abhängig. So sind die jungen Theologen mit unzerreißbaren Ketten an die Facultät gefesselt und müssen sich nun eine geistige Knechtschaft gefallen lassen, die gerade das Gegentheil von freier theologischer Forschung darstellt. Denn während diese die Gründe der gegnerischen Seite abhört und sie vorurtheilslos auf ihre innere Berechtigung prüft, erfahren die Inassen der theologischen Bastille in Straßburg kaum, daß auch der Glaube der Kirche noch wissenschaftlich ernst zu nehmende Vertreter besitzt. Das ist die moderne Theologie in ihrer wahren Gestalt: Freiheit für die Lehrer und geistige Knebelung für die Lernenden! Und doch gibt es immer noch harmlose Gemüther, die meinen, mit dieser Theologie im besten Frieden leben zu können.“ — Wie den römischen Priestern und den Puritanern, so besteht auch den liberalen Theologen die Freiheit darin, daß sie Freiheit (Macht und Recht) haben, andern ihre Ansichten aufzuzwingen.

F. B.

In dem Proceß des Grafen Hönßbröck gegen Kaplan Dasbach, der 2000 Gulden als Belohnung versprochen hatte dem, der den Beweis liefern würde, daß die Jesuiten den Grundsatz von der Heiligung unsittlicher Mittel durch den guten Zweck lehren, hat das Gericht entschieden, daß hier eine „Wette“ vorliege, und daß darum der Betrag nicht einklagbar sei. Hönßbröck hat appellirt.

F. B.

Welches sind die Merkmale des Ultramontanismus? Diese Frage beantwortet Franz Xaver Kraus, der verstorbene katholische Professor in Freiburg, also: „1. Ultramontan ist, wer den Begriff der Kirche über den der Religion stellt; 2. ultramontan ist, wer den Pabst mit der Kirche verwechselt; 3. ultramontan ist, wer da glaubt, das Reich Gottes sei von dieser Welt, und es sei, wie das der mittelalterliche Curialismus behauptet hat, in der Schlüsselgewalt Petri auch weltliche Jurisdiction über Fürsten und Völker eingeschlossen; 4. ultramontan ist, wer da meint, religiöse Ueberzeugung könne durch materielle Gewalt erzwungen oder dürfe durch solche gebrochen werden; 5. ultramontan ist, wer immer sich bereit findet, ein klares Gebot des eigenen Gewissens dem Anspruche einer fremden Autorität zu opfern.“

Revolution ist das Ziel, welches die Socialdemokratie im Auge hat und auf dessen Erreichung sie mit Entschlossenheit hinarbeitet. Die „Sächsische Freikirche“ schreibt: „Welches Ziel verfolgt die Socialdemokratie? Darüber brachte vor einiger Zeit der ‚Reichsbote‘ folgende Zuschrift eines langjährigen Lesers: ‚Der socialistische Dr. Hoffmann äußerte sich über dasselbe Thema schon vor etwa 15 Jahren mir gegenüber in folgender Weise: „1848 haben die Demokraten die Dummheit begangen, loszuschlagen, ehe die Massen in revolutionärem Sinne bearbeitet waren.

Das werden wir in Zukunft klüger anfangen. Die ganze Volksmasse muß in republikanischem und revolutionärem Sinne bearbeitet werden, bis der Zeitpunkt gekommen sein wird, wo die Könige und Fürsten nur noch social-revolutionäre Recruten bekommen. Dann“, meinte er, „werden die Socialisten ‚Fractur‘ schreiben, aber gründlich.“ Hierzu möchte ich mir folgende Bemerkung erlauben: In der That haben die Socialdemokraten seit dem Fall des Socialistengesetzes in allen größeren Dörfern Niederlagen ihrer Heftschriften und Kalender errichtet. Am Wahleresultat haben wir gesehen, was die Dekapostel geleistet haben. Ueber das Verhältniß der Socialdemokratie zur bürgerlichen (jüdischen) Demokratie äußerte sich Dr. Hoffmann dahin: beide, sowohl die socialistische als auch die jüdisch-bürgerliche Demokratie, sind insofern einig, als sie das Königthum von Gottes Gnaden zuerst schwächen und dann eventuell beseitigen und dafür Parlamentsherrschaft und Volksouveränität aufrichten wollen. Der Dr. Hoffmann ist schon mehrere Jahre todt und hat den Umsturz nicht mehr erlebt, aber die von ihm charakterisirte revolutionäre Arbeit der Socialdemokratie geht unverrückt ihrem Ziele entgegen, und die letzten Wahlen haben gezeigt, daß große Volksmassen ihnen folgen.“

Die Innere Mission der lutherischen Kirche in Paris, die ihre Arbeit meist an den in der Umgebung der Hauptstadt zerstreuten Glaubensgenossen aus dem Elsaß treibt, hat nach ihrem letzten Jahresberichte immer mit großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen und kann deshalb den vielen vorhandenen Bedürfnissen nicht nach Wunsch nachkommen. In dem östlichen Vororte Quatre-Chemins bedient Pfarrer Roser etwa 300 Familien, fast lauter Arbeiter, denen das Evangelium nach Hause gebracht werden muß, da viele die neuerbaute Kirche um ihrer schweren Arbeit willen nicht besuchen. Pfarrer Roser konnte seine Arbeit bis nach Noisy-le-Sec ausdehnen, wo circa 200 evangelische Familien wohnen. In St. Denis waltet Pfarrer Schaffner seines Amtes inmitten einer socialistischen Bevölkerung; er hält auch regelmäßige Gottesdienste in St. Ouen und in Persan-Beaumont. In dem neugegründeten Evangelisationsposten le Perreux konnte Pfarrer Boury eine Kirche bauen. Nach dem Bau einer solchen strebt auch seit Jahren die von Pfarrer E. Röhrich bediente lutherische Gemeinde in Elbeuf. Eine ebenfalls in der Normandie im Städtchen Duclair wohnende Colonie von Norwegern hat Pfarrer Röhrich gebeten, sie zu bedienen, so daß Elbeuf demnächst eine Filialgemeinde haben wird. Die schwierige und ungewisse Zukunft, der in Folge der derzeitigen politischen Verhältnisse die Lutheraner in Paris entgegengehen, hat sie veranlaßt, eine „Hülfs-Gesellschaft der lutherischen Kirche in Paris“ zu gründen, der jedes Gemeindeglied mit einem, wenn auch nur geringen Beitrag beitreten kann und durch welchen die Cultuskosten bestritten werden sollen. Jetzt schon kommt diese Gesellschaft dem Consistorium zu Hülfe, wo dessen Mittel nicht mehr ausreichen. Diese Gesellschaft zählte im Jahre 1903 400 Mitglieder, die eine Summe von 7725 Francs zusammengelegt und verausgabt haben. Wenn das Consistorium, wie vorauszusehen ist, den Ertrag der Beerdigungen nicht mehr bezieht, welchen die Regierung den katholischen, also auch den evangelischen Kirchengemeinden entziehen will, so verliert es damit eine jährliche Einnahme von 20,000 Francs. Zur Zeit wird der Gesetzesentwurf über die Trennung von Kirche und Staat in der Commission eifrig durchberathen. Die Socialisten haben ihre sämtlichen Anträge zurückgezogen, um die Discussion zu beschleunigen. Man denkt, daß die Berathung selbst etwa nächsten Januar in der Kammer stattfinden wird. Combes, der wohl weiß, daß ihm die Majorität für die Trennung noch nicht feststeht und daß das ganze Experiment der Trennung ein sehr gewagtes ist, geht mit größter Vorsicht vor. Unter den jetzigen Verhältnissen wäre die Trennung ein Sprung ins Unbekannte.

Kampf gegen die Unsitlichkeit in Frankreich. Im „Alten Glauben“ schreibt ein Correspondent aus Frankreich: „Gegen die Unsitlichkeit und ihr öffentliches Auftreten besteht bei uns in Frankreich seit einer Reihe von Jahren ein ‚Verein für öffentliche Sittlichkeit‘. Er gibt ein Wochenblatt heraus, ‚Le Relèvement social‘, das alle Sittlichkeitsfragen der Reihe nach bespricht: so den Alkoholismus, die Unsitlichkeit in geschlechtlicher Beziehung, besonders aber die öffentliche Schaustellung von anstößigen Bildern und Schriften, Theaterstücke, Spiel und Stiergefächte. Nichts entgeht dem aufmerksamen Auge dieser Sittenwächter. Nicht nur praktische Vorschläge wurden gemacht, sondern auch positive Veranstaltungen getroffen, um der Unsitlichkeit energigisch entgegenzutreten. Man erhob vor allem Vorstellungen bei den öffentlichen Machthabern. Durch sie sollten die trägen Gerichtshöfe an ihre Pflichten erinnert, die Polizei aufgerüttelt, die Gesetzgeber angespornt werden. Allmählich ist es denn auch besser geworden. Vielleicht hat die öffentliche Sittlichkeit nicht gerade zugenommen. Aber der Protest gegen die Unsitlichkeit findet immer mehr Anklang. Die besser Gesinnten fangen an, sich zu besinnen, oder doch wenigstens sich zu schämen, so ohne Weiteres die Tyrannei einer abscheulichen Bande von gewissenlosen Schriftstellern, Komödienschreibern und andern Gaunern zu ertragen. Die Staatsanwälte gehen energigisch gegen das unsittliche Zeitungswesen vor. Seit kurzer Zeit sind sogar die Pariser Verkaufsbuden plötzlich von diesem Unrath gesäubert worden! Dasselbe geschah auch in andern Städten, besonders da, wo wackere Bürger den Behörden Anzeige erstatteten. Nun aber hat der Senat ein neues Gesetz erlassen, das den Gerichten die Mittel in die Hand gibt, das öffentliche Ausstellen und Verkaufen von obscönen Schriften, Bildern und dergleichen zu bestrafen. Hoffentlich wird jetzt Frankreich den eigenthümlichen Ruf, den es im Ausland genießt und dessen sich die anständigen Franzosen am meisten schämen, mehr und mehr verlieren. Der oben genannte ‚Verein für öffentliche Sittlichkeit‘ hat vor kurzer Zeit die Mittel beschafft, einen ständigen Agitator anzustellen und zu besolden, der von Stadt zu Stadt wandert, um die Unsitlichkeit zu bekämpfen. Dazu wurde ein protestantischer Pfarrer gewählt, L. Comte aus Saint Etienne bei Lyon, ein tüchtiger Volkspredner, der die bürgerlichen Kreise ebensogut als die Arbeiter zu behandeln versteht. Eine in Roanne von einer Versammlung von zwölfhundert Theilnehmern, meist aus dem Arbeiterstande, angenommene Resolution mag einen Einblick in diese Thätigkeit gewähren: ‚Die Mitglieder der „Solidarität“ in Roanne, zwölfhundert an der Zahl, in der Arbeiterbörse am 13. Februar 1904 versammelt, stellen in Ansehung, daß obscöne Bilder und Blätter, die öffentlich an den Verkaufsstellen ausgehängt sind, junge Leute systematisch zur Sittenlosigkeit reizen, daß die Arbeiterfamilien keine Bonnen haben, um ihre Kinder zur Schule oder zur Fabrik zu begleiten und sie vor diesen schändlichen Reizungen zu bewahren, daß, wenn die Republik große Opfer für den Volksunterricht bringt, diese nicht dazu dienen sollen, den von allen anständigen Zeitungen gebrandmarkten Schmutzblättern Leser zu verschaffen, daß die schändlichen Leute unsere Kinder um schändlichen Gewinns willen verderben und sie dadurch zu schlechten Bürgern entwürdigen, daß man in einer Demokratie nur freie Männer, niemals aber weder Sklaven noch verthierte Menschen brauchen kann, an die Regierung die Forderung, die bestehenden Gesetze streng zu handhaben, und bitten die Abgeordneten des Departements, diese Tagesordnung an den Minister des Innern gelangen zu lassen.‘ Die Antwort auf diesen Beschluß ließ nicht lange auf sich warten. Deputirte und Senatoren sprachen ihre vollkommene Zustimmung aus. Zum Beweise wollen wir nur einen Brief des berühmten Waldeck-Rousseau mittheilen, den er kürzlich an Pfarrer Comte geschrieben hat: ‚Ich habe mit Freuden das Schriftstück gelesen, das Sie mir übersandten. Es ist zu wünschen, daß Ihre gesunde Agitation

immer mehr wachse und daß Syndicate, Vereine, Corporationen aller Art Ihrem Beispiele folgen. Diese Pest wird erst dann verschwinden, wenn der Kampf gegen die Unsitlichkeit ein Hauptartikel des demokratischen Programms geworden ist.“ — Wahre Sittlichkeit läßt sich in einem Volke nur so heben, daß man Religion, und zwar die rechte Religion, ins Land schafft. Davon weiß und will man aber in Frankreich nichts wissen. F. B.

Was ist das Christenthum? Diese Frage beantwortet Prof. Forsyth von London also: „Positive Christianity turns upon the supernatural person of Christ as involved in the bearing of human sin and the cleansing of human guilt. Its irreducible core is Remissio peccatorum propter Christum, as the Reformers said. It means the faith that we profit nothing if we gain the whole world and lose not our guilt. It starts with the actual moral situation, and declares that: 1. God has forgiven us fully and finally. 2. He has done so for Christ's sake. 3. Every other article of Christian faith flows from this, and is valuable according to its bearing on this. 4. Every energy of the moral life has this source and standard.“ — Diese schöne Aussprache berichtet (wohl als curiosum) der *Literary Digest*, der sonst fast ausschließlich das Mundstück des Unglaubens ist. F. B.

Kirchliche Spaltung der Buren. Die erste Landessynode der Buren nach dem Kriege, die im Mai 1903 stattfand, beschäftigte sich auch mit der Frage der surrenders und scouts, das heißt, derjenigen Buren, die nicht bis ans Ende ausgehalten, sondern aus irgend welchen Gründen freiwillig die Waffen niedergelegt haben. Das Resultat der Verhandlungen war ein Hirtenbrief, der am 20. Mai gegen die „Untreuen“ veröffentlicht wurde. Die Kirche von Transvaal gab darin ihrer Ueberzeugung Ausdruck, daß die „Abtrünnigen“ schwere Sünde gegen Gott und Menschen auf sich geladen hätten und das heilige Abendmahl nicht mehr mit Gewissensruhe genießen könnten, solange sie sich nicht gebessert und bekehrt hätten. Zugleich bot der Hirtenbrief aber den surrenders und scouts die Hand zum Frieden. Die letzteren aber wollten und wollen nicht einsehen, daß sie ein religiöses und kirchliches Unrecht begangen haben, für das sie Buße thun müßten. Abgeordnete dieser „Untreuen“ verständigten sich zunächst mit dem englischen Gouverneur, der ihnen weitgehende Unterstützung zusagte, und verlangten darauf Zurücknahme des Hirtenbriefes. Als dies verweigert wurde, beriethen die „Abtrünnigen“ auf einer im October vorigen Jahres abgehaltenen Conferenz darüber, eine eigene Kirche zu gründen. Nach vielem Streiten und Verhandeln ist im Februar dieses Jahres mit 28 gegen 25 Stimmen die Neugründung wirklich beschlossen. Das Gouvernement hat unablässig zu dieser Neugründung angereizt; denn England hofft durch diese kirchliche Spaltung die Kraft des Burenthums endgültig zu brechen. Wenn die Separation auch nicht auf einen großen zahlenmäßigen Erfolg rechnen darf und wenn auch täglich mehr in den Schooß der Mutterkirche zurückkehren, so ist die kirchliche Spaltung der Buren doch Thatsache geworden. Der Führer der „Abtrünnigen“ ist P. Brin, der seit 1895 unablässig gepredigt hat, daß eine bewaffnete Opposition gegen die Weltmacht England dem Volke Unheil bringen müsse. Jetzt eifert er gegen die, die „unreines Herzens“ sind und „die Politik in die Kirche tragen“, und verdammt den Hirtenbrief der Burenkirche als widergöttlichen „päpstlichen Bannfluch“.

Staat und Religion in Japan. Vor etlichen Wochen machte eine Nachricht die Kunde, der zufolge der Mikado die Proclamation des Christenthums als Staatsreligion in Japan beabsichtige. Erkundigungen, welche die „Pol. Corr.“ hierüber in der japanischen Gesandtschaft einzog, hatten die Aufklärung zum Ergebnis, daß

der erwähnten Meldung nicht nur jede thatsächliche Grundlage fehle, sondern daß für einen solchen Vorgang überhaupt nicht die geringste Bedingung der Möglichkeit gegeben sei. Die Einführung einer Staatsreligion, möge es sich um welche immer handeln, sei durch die Verfassung der neuen Aera dieses Reiches gänzlich ausgeschlossen, da das Princip der vollständigen Trennung der Religion vom Staate zu den Grundsteinen dieser Constitution gehöre. Bei der Schaffung der Einrichtungen, durch welche Japan seine politische Neugestaltung erfuhr, habe die Frage der Stellung des Staates zur Religion für die Urheber der jetzigen Epoche den Gegenstand sehr lange wärender und äußerst gründlicher Prüfung gebildet, deren Frucht die Entscheidung des Kaisers war, den Grundsatz vollständiger Fernhaltung der Religion vom Actionsgebiete des Staates festzulegen. Unter der Herrschaft dieses Gesetzes, das im Laufe der seit seiner Einführung vergangenen Jahrzehnte keinerlei Erschütterungsversuchen ausgesetzt war, sei in Japan allen Confectionen ohne Ausnahme volle Bewegungsfreiheit eingeräumt, und werde keine derselben vom Staate als solchem gegenüber den andern bevorzugt oder zurückgesetzt. Eine logische Consequenz dieser Haltung des Staates sei die völlige Unabhängigkeit des öffentlichen Unterrichtswesens von staatlicher Einflußnahme in religiöser Beziehung. Religionslehre bilde demgemäß an den japanischen Schulen keinen Unterrichtsgegenstand, sondern es werde Moralunterricht erteilt, der auf Lehren der hervorragendsten Religionsstifter und Weisen der Menschheit gegründet sei. Angesichts eines derartigen tief wurzelnden Zustandes der öffentlichen Einrichtungen und des öffentlichen Geistes könne kein japanischer Staatsmann das Experiment der Einführung irgend einer Staatsreligion auch nur in Erwägung ziehen, selbst wenn ein solcher Gedanke allen führenden Persönlichkeiten nicht so fern läge, wie es thatsächlich der Fall sei. Schließlich sei zu betonen, daß die Zumuthung, dem japanischen Volke könnte durch höheren Befehl mit einem Male die Herrschaft irgend einer Religion auferlegt werden, bezüglich der politischen Reife und der Culturstufe dieser Nation ebenso vollständige Unkenntniß verrathe, wie hinsichtlich der gesetzlichen Institutionen Japans.

(E. R. 3.)

Der erbitterteste und gefährlichste Gegner der Mission in Indien ist derzeit eine Engländerin, Mrs. Besant, die seit zehn Jahren Indien nach allen Seiten bereist, um dem Hinduismus neues Leben und neue Thatkraft einzuflößen, und die mit einem Stab europäischer Lehrer in Benares ein „allgemeines Hinduicollég“ errichtet hat. Sie thut, was sie kann, um von hier aus gegen das Christenthum anzukämpfen. Der Maharadscha von Benares hat ihr mehrere Gärten geschenkt. Der Geist der Hochschule ist ausgesprochen widerchristlich und entschieden heidnisch. Die Feindschaft gegen das Christenthum geht so weit, daß man einen Lehrer zur Amtsniederlegung drängte, bloß weil er einmal einen Missionar besucht und seine Frau zur Kirche begleitet hat. Der Zauber ihrer Persönlichkeit hat eine stattliche Anzahl von englischen Lehrern, sogar eine Dame, veranlaßt, sich ihr zur Verfügung zu stellen. Die höchsten englischen Beamten sieht man in dem ängstlichen Bestreben, nur ja um keinen Preis die religiöse Neutralität zu verletzen und den heidnischen Hindu nahe zu treten, oft die sonderbarsten Dinge thun und den hinduistischen Götzendienst als gleichwerthig mit dem Christenthum erklären.